Romanistik

Die moralischen, religiösen und sozialen Ideen

in den

Romanen Frédéric Souliés

INAUGURALDISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde der
Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität
zu Münster i. W.

vorgelegt von

Helmut Reinholdt

aus Münster i. W.

1935

Buchdruckerei Max Thielert, Münster i. W., Bremerstraße 40

Romanistik

Die moralischen, religiösen und sozialen Ideen

in den

Romanen Frédéric Souliés

INAUGURALDISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde der
Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät
der Westfälischen Wilhelms-Universität
zu Münster i. W.

vorgelegt von

Helmut Reinholdt

aus Münster i. W.

1935

Buchdruckerei Max Thielert, Münster i. W., Bremerstraße 40

Tag der mündlichen Prüfung: 30. April 1935

Dekan: Prof. Dr. Trier
Referent: Prof. Dr. Heinermann.

Gliederung.

Seite

A. Einleitung 7

B. Hauptteil.

1. Das Leben Souliés 10

2. Der Ideengehalt seiner Werke, dargestellt auf Grund seiner wichtigsten Romane

a) Die moralischen Ideen Souliés, aufgezeigt an dem Roman: „Les Mémoires du Diable“ 17

b) Die Ideen Souliés über Religion, Kirche, Geistlichkeit, aufgezeigt an den Romanen: „Marguerite“ und „Le Vicomte de Béziers“ 33

c) Bild der Gesellschaft, aufgezeigt an dem Roman: „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait. . .“ 51

3. Souliés Bedeutung in seinen eigenen Augen und in den Augen der zeitgenössischen und späteren Kritik 61

C. Schluß 70

UNIV.
LEIDEN
BIBL.

Die moralischen, religiösen und sozialen Ideen in den Romanen Frédéric Souliés.

Einleitung.

Im Jahre 1931 hat Harold March ein Buch unter dem Titel Frédéric Soulié, novelist and dramatist of the romantic period veröffentlicht. Es ist eine Darstellung von Souliés Lebensschicksalen und den äußeren Ereignissen seiner Laufbahn als Schriftsteller. Eine Würdigung der literarhistorischen und kulturgeschichtlichen Bedeutung von Souliés Schaffen hat March nicht gegeben, sondern sich auf die Aufgabe eines Biographen beschränkt. Unsere Zielsetzung ist eine andere: wir wollen das Werk Souliés vom Standpunkt einer literatur- und kulturhistorischen Betrachtung darstellen; zwar nicht, um einen hohen künstlerischen Wert der dramatischen Werke und Romane unseres Autors zu erweisen, sondern um ihren Charakter als literarische Manifestation der Ideen und Wertungen des beginnenden 19. Jahrhunderts herauszustellen. Die vorliegende Abhandlung soll also eine Ergänzung zu dem Buche von March sein.

Soulié ist zu seiner Zeit ein berühmter Schriftsteller gewesen; seine Zeitgenossen haben ihn geschätzt als geschickten Verfasser von zeitgenössischen Sittenromanen, als literarischen Gestalter der religiösen und sozialen Ideen, an denen man zu seiner Zeit Anteil nahm, als Schilderer der Werte und Kräfte, die das gesellschaftliche und politische Leben des neuen Jahrhunderts bestimmen. Den Ruhm, den Soulié in dieser Eigenschaft verdiente, hat er zu seinen Lebzeiten nach Maßgabe seiner Leistungen genossen; heute ist er vergessen, wenigstens vergessen als Gestalt aus dem Kreise der literarischen Größen.

Die Literaturgeschichte muß unterscheiden zwischen Autoren, die nur zeit- und modegebunden sind und mit ihren Schöpfungen nicht in den Bereich von Endgültigkeitswerten vordringen, und solchen, die das Zeit-, Milieu- und Raumgebundene erweitern zum Allgemeingültigen, das auch noch die Nachwelt bewegt. Die Schriftsteller der letzteren Kategorie, zu denen wir Gestalten wie Goethe, Shakespeare und Racine zählen, haben Saiten seelischen Lebens in Schwingungen zu setzen gewußt, die auch unser Empfinden mitklingen zu lassen vermögen, trotzdem uns lange Zeiträume von ihnen trennen. Wegen des Ewigkeitsgehaltes ihrer großen Schöpfungen werden die spätesten Geschlechter von teilnehmendem Verstehen und bewundernder Begeisterung bewegt werden, ebenso wie wir den Helden des Rolandsliedes, die ihren Egoismus den großen Ideen des Kampfes für Glauben und Vaterland geopfert haben, unsere Bewunderung nicht versagen; und doch trennt uns von jenen heroischen Taten

mehr als ein Jahrtausend. Nicht allen, die literarischer Ehrgeiz oder Beruf zur Schriftstellerlaufbahn treibt, ist es gegeben, in die Sphäre immer gültiger Werte vorzudringen. Mancher muß sich damit begnügen, das, was nur eine umgrenzte Epoche bewegt und spätere Generationen nicht mehr interessiert, in ein literarisches Gewand zu bringen. Aber an diesen Schriftstellern, denen das Schicksal keinen Nachruhm verliehen hat, kann die Wissenschaft nicht achtlos vorübergehen. Sie haben zwar nicht durch ihre individuelle Größe die Aufmerksamkeit der Nachwelt verdient, wohl aber durch ihren Charakter als Glied einer Kette von Geschlechtern, deren gemeinsames Ringen zu dem geführt hat, was wir, die Menschen der Gegenwart, sind und haben. Wenn ein Schriftsteller auch über die Darstellung des Generationstypischen nicht hinausgekommen ist, so steht er trotzdem in einer gewissen Bindung an alle späteren Generationen; hat er doch einen Abschnitt jener Reihe dargestellt, die letztlich bis auf uns geführt hat und an der wir wegen unserer genetischen Verbundenheit mit ihr einen wenn auch nur theoretischen Anteil nehmen müssen.

Soulié gehört zu der letzteren Kategorie von Schriftstellern. Seine Kunst ist im Wesentlichen zeitgebunden und daher von vorwiegend kulturhistorischem Werte.

Wir würden ihn jedoch nicht gerecht beurteilen, wenn wir ihn der Vergessenheit anheimfallen ließen. Er hat das bleibende Verdienst, von dem Leben seines Zeitabschnittes ein packendes Bild entworfen zu haben, von dem seine Mitwelt begeistert war und das auch uns noch zu fesseln vermag. Er hat die moralischen, religiösen, politischen und sozialen Verhältnisse und Werteinstellungen des beginnenden 19. Jahrhunderts mit beachtenswerter Meisterschaft literarisch zu gestalten gewußt, und wenn wir uns ein genaueres Bild von den kulturgeschichtlichen Verhältnissen jener Epoche machen wollen, so dürfen wir an den eindrucksvollen Sitten- und Kulturromanen Souliés nicht achtlos vorübergehen. Die Einschätzung, die er von seiner Zeit an bis auf die Gegenwart gefunden hat, ist sehr verschieden gewesen. Von seinen Zeitgenossen ist er als großer Schriftsteller bewundert worden; die literarische Strömung des Realismus und Naturalismus jedoch, die andere Ideale künstlerischen Schaffens hatte, hat ihn nahezu vergessen. Erst die Gegenwart hat den erforderlichen Abstand vom Streite der Meinungen, um ihn gerecht beurteilen zu können. Wir stimmen mit der Kritik des ausgehenden 19. Jahrhunderts darin überein, daß wir Soulié nicht zu den großen Schriftstellern der Romantik und des Vorrealismus rechnen. Wir schätzen ihn aber insofern positiv ein, als wir seine Leistungen als Schöpfer eines gewaltigen Kultur- und Sittenbildes für erheblich halten. Wir glauben, daß sich in den Werken Souliés die gesellschaftlichen, moralischen und politischen Zustände mit einer außerordentlichen Klarheit und Le-

bendigkeit spiegeln; in dieser Hinsicht hat er Vieles mit Balzac und Zola gemein. Es sind in den letzten Jahren mehrere Versuche gemacht worden, weniger bekannte Schriftsteller hinsichtlich ihrer Bedeutung als Zeit- und Sittenschilderer zu behandeln. So gibt es aus dem Jahre 1921 eine Greifswalder Dissertation von S. L. F. Teege über die sozialen Momente in den Romanen Eugène Sues und aus dem Jahre 1928 eine Arbeit von Friedrich Beyer[1]) über den „Romanschriftsteller Charles Paul de Kock und seine Welt". Beide Verfasser stellen bei der Betrachtung ihrer Autoren den Gesichtspunkt der Zeitschilderung in den Vordergrund und rekonstruieren Wesenszüge der Zeit aus den Werken der untersuchten Schriftsteller. Den von uns vertretenen Standpunkt in der Beurteilung Souliés hat auch schon Sainte-Beuve[2]) eingenommen, der meint „qu'il serait injuste d'oublier (Soulié), dès l'instant qu'on groupe les principaux chefs de cette littérature". (Er macht diese Bemerkung im Anschluß an die Behandlung von Balzac.)

Wir werden also die wichtigsten Romane Souliés einer näheren Betrachtung unterziehen und sie unter dem Gesichtspunkt der leitenden Ideen analysieren. Insbesondere werden wir unsere Aufmerksamkeit auf die moralischen, religiösen und sozialen Ideen richten, die in seinen Werken ihren literarischen Niederschlag gefunden haben. Hierbei wird ein Bild entstehen, das uns das Gesicht des beginnenden 19. Jahrhunderts, wenn auch nicht in seiner Ganzheit, so doch in zentralen Sphären enthüllen wird.

---

[1]) Dissertation, Köln 1928.

[2]) Causeries du Lundi par C.-A. Sainte-Beuve. III. édition, II. Bd. Paris 1858. S. 462/63.

Souliés Leben.

Melchior Frédéric Soulié wurde am 23. Dezember 1800 in Foix (Dep. Ariège) geboren. Seine erste Kindheit verbrachte er in Mirepoix, wohl nicht sehr glücklich, da im Elternhaus Unfriede herrschte. Sein Vater, strebsam und fleißig, erreichte nach einigen Jahren Militärdienst eine Stellung als Finanzbeamter in Nantes. Die Erziehung seines Sohnes übernahm er selbst, da er mit seiner Frau in Zerwürfnissen lebte. Die Mißverhältnisse im elterlichen Hause haben die Jugendjahre Souliés nicht sehr sonnig gestaltet, sind aber für sein ehrgeiziges Streben, Ansehen und Ruhm zu erlangen, nicht von niederdrückender Wirkung gewesen.

Die höhere Schule besuchte Soulié in Nantes und später in Poitiers, wo er bereits die ersten Leiden eines literarischen Lebens kosten mußte. Als die Schüler die Aufgabe bekamen, eine kleine Fabel zu schreiben, hatte Soulié den Ehrgeiz, sie in französischen Versen zu verfassen. Sein Lehrer fand es so unverschämt, zweifellos irgendwo abgeschriebene Verse als eigene Leistung auszugeben, daß er den strebsamen Schüler aus der Klasse jagte. Der Vater, der die verletzte Ehre des enttäuschten Sohnes wiederherstellen wollte, erhielt als Antwort auf seine Beschwerde „qu'il était impossible qu'un écolier fit des vers français." — „Mais, lui dit mon père, vous exigez bien que cet écolier fasse des vers latins." — „Oh, ceci est différent, reprit le professeur, je lui enseigne comment cela se fait, et puis il a le Gradus ad Parnassum." . . . . Mon père me fit quitter le collège." [3])

Zu diesen jugendlichen Enttäuschungen kam das Unglück der Familie. Sein Vater wurde als Bonapartist aus dem Dienst entlassen und suchte sich eine neue Existenz in Paris. Der Sohn wurde auf diese Weise mit dem Leben der Hauptstadt und den großstädtischen Bildungsmöglichkeiten bekannt, die er mit Fleiß ausnutzte. 1820 erwarb er den Grad des „baccalauréat ès lettres" und 1821 den des „baccalauréat en droit". Sein Studium nahm jedoch einen ebenso unruhigen Verlauf wie seine Schülerzeit. Er unterzeichnete Gesuche und Forderungen der politischen Neuerer und wurde wegen revolutionärer Umtriebe an die Universität von Rennes abgeschoben, wo er unter polizeilicher Beobachtung stand. Hier vollendete er sein Rechtsstudium. Nach

[3]) Notice autobiographique in „La Presse" vom 27. Sept. 1847.

seinem Examen erhielt er eine praktische Betätigung im Büro seines Vaters, der inzwischen in sein Amt zurückberufen und zum „directeur des contributions directes" in Laval (Dep. Mayenne) befördert worden war. Hier hätte Soulié zu besinnlicher Arbeit kommen können, aber die Ruhe währte nicht lange; sein Vater wurde wieder aus dem Dienst entlassen „pour avoir mal voté aux élections". [4]) Vater und Sohn gingen nach diesem Mißgeschick wieder nach Paris. Hier veröffentlichte Soulié einen kleinen Band von Gedichten, die er während seiner Mußestunden in der Provinz verfaßt hatte; sie trugen den Titel „Amours françaises par Frédéric Soulié de Lavelanet". Der Ehrgeiz und die Sucht nach Erfolg bewogen Soulié zum Prunken mit einem hochklingenden Namen; er hoffte, mit Hilfe des Adelstitels eher beachtet zu werden und leichter in die Pariser Salons eindringen zu können. Die Aristokratie stand während der Restauration in hohem Ansehen und fühlte sich insbesondere als Schiedsrichter des literarischen Erfolges. [5]) Der Gedichtband „Amours françaises" brachte dem Autor trotz des darauf verwandten Fleißes und der Beilegung des Adelstitels weder literarischen noch finanziellen Erfolg. Die erste Enttäuschung ließ ihm die Laufbahn des Schriftstellers besonders in wirtschaftlicher Hinsicht recht düster erscheinen, und er wandte sich einem praktischen Beruf zu. Er wurde Direktor einer Sägemühle. — Der literarische Ehrgeiz ließ ihm jedoch keine Ruhe. Er verband sich mit Dumas, aber erreichte auch in dieser Zusammenarbeit nichts. Er lieferte eine freie Uebersetzung von „Romeo und Julia" und brachte es mit Hilfe Janins fertig, das Stück 1828 im Odéon zur Aufführung zu bringen. Der keineswegs überwältigende Beifall, den er damit fand, hob seine Hoffnung auf literarischen Ruhm derart, daß er seine praktische Betätigung aufgab, die Sägemühle verkaufte und „homme de lettres" wurde. Er hatte jedoch zu früh triumphiert. Sein nach einem Jahre aufgeführtes Stück „Christine à Fontainebleau" fiel kläglich durch. Das versetzte ihn in grimmen Zorn, zumal er das Stück mit viel Liebe angefertigt hatte und selbst von dessen Wert fest überzeugt war. „Christine n'est pas moins ce que j'ai fait de mieux". [6]) Verärgert zog er sich vom Theater zurück und versuchte sein Glück bei den Zeitungen. Er arbeitete für den „Mercure" und den „Figaro". Aber auch das brachte ihm weder einen ideellen noch den so dringend benötigten finanziellen Erfolg. Er kehrt zum Theater zurück und verfaßt mit Arnould zusammen den Zweiakter „Une nuit du duc de Montfort", der 1830 im Théâtre des Nouveautés aufgeführt wurde. Das Publikum fand die Komödie unterhaltsam

---

[4]) Notice autobiographique in „La Presse" vom 27. Sept. 1847.
[5]) S. dazu Maurice Champion, Frédéric Soulié, sa vie et ses ouvrages, S. 11.
[6]) Notice autobiographique in „La Presse" vom 27. Sept. 1847.

und sparte nicht mit seinem Beifall. Der Verfasser kam auf diese Weise endlich zu dem so lange erwarteten geldlichen Ertrag. „Elle me rapporta plus d'argent que mes deux tragédies, toute médiocre qu'elle fût." [7])

An der Revolution von 1830 nimmt er regen Anteil. Er beteiligt sich sogar an den Straßenkämpfen, deren Erlebnisse in der Novelle „Nuit du 28 au 29 juillet" literarisch festgehalten sind. Seine Begeisterung hat aber nicht lange angehalten; einige Jahre später ist ihm die Revolution nur noch „une duperie" („Conseiller d'État") [8]) und eine „énorme plaisanterie" („Si Jeunesse savait") [9]). Eine Frucht des Revolutionserlebnisses ist das mit Cavé zusammen verfaßte historische Drama „Nobles et Bourgeois", das im September 1830 im Odéon aufgeführt wurde und gänzlich durchfiel. Sein Onkel Clauzel bietet ihm eine Gelegenheit, das enttäuschungsreiche Schriftstellerleben gegen eine hohe Stellung in Algerien zu vertauschen; Souliés literarischer Ehrgeiz ist jedoch so brennend, daß er trotz seiner bisherigen Mißerfolge das vorteilhafte Anerbieten seines Onkels ausschlägt und sein ungewisses Literatendasein dem gutbezahlten Posten vorzieht. Er schreibt mit Dulac zusammen den Einakter „Le Roi de Sicile" und mit Bossange das Drama „La Famille de Lusigny". Der Mißerfolg des ersten Stückes wurde dadurch einigermaßen aufgewogen, daß das zweite sich eine gewisse Zeit auf dem französischen Theater gehalten hat.

Die Zusammenarbeit mit Bossange ist für Souliés Leben in mehr als einem Sinne bedeutungsvoll geworden. Sie hat ihn zu literarischem Erfolg und zu einer großen Liebe geführt. Es ist Mme Bossange, die Frau seines Mitarbeiters, die ihn in ihren Bann zieht und dem Menschen wie der Dichterpersönlichkeit Schicksal wird. Sie war bedeutend älter als er und hat ihn wie eine Mutter gehütet; sie wußte ihn wieder aufzurichten, wenn die Enttäuschungen seiner zwischen Erfolg und Fehlschlägen schwankenden Laufbahn ihm den Mut zu nehmen drohten. Aber dennoch war sie für sein Leben ein Unglück. Das Zusammenleben mit ihr brachte Soulié in Konflikt mit der Gesellschaft, die an der wilden Ehe mit der Frau eines anderen Anstoß nahm. Soulié vereinsamte, und die, derentwegen man ihn mied, verfiel allmählich der Verzweiflung; sie suchte ihren Trost im Alkohol, der ihr Leben zu einem widerlichen Vegetieren machte. Dieses für Souliés Erfolge nicht unbedeutende, für sein Leben aber traurige Verhältnis dauerte über zehn Jahre, bis zum Lebensende der Frau (1843). 1832 ist für Soulié ein Jahr der großen Erfolge. Sein erster Roman „Les deux Cadavres", ein

---

[7]) Notice autobiographique in „La Presse" vom 27. Sept. 1847.
[8]) S. 148.
[9]) S. 7.

historisches Werk, erlebte gleich mehrere Auflagen. Das Théâtre français spielte sein mit Bossange zusammen verfaßtes Drama „Clotilde“. Der unerwartete gleichzeitige Erfolg in zwei literarischen Gattungen gab ihm einen gewaltigen Antrieb. Er entwickelte eine fieberhafte Tätigkeit, nicht nur um Ruhm, sondern auch um Geld zu gewinnen. Er hatte sich nun einen Ruf erworben, den er um jeden Preis auch wirtschaftlich ausnutzen wollte. Er wußte, daß seine Werke Leser fanden, und schrieb mit unermüdlichem Eifer. Es erschienen in kurzen Zeitabständen die weiteren historischen Romane „Le Vicomte de Béziers“ (1834), „Le Comte de Toulouse“ (1835), „Les quatre Epoques“, „Sathaniel“ und „Le Comte de Foix“. Einen buchhändlerischen Erfolg hatte er nur mit den ersten beiden Werken. Die Kritik spendete ihm Lob und Tadel. Asseline bedauerte lebhaft „que l'auteur de ces volumes, écrits avec conscience, ne se soit pas toujours renfermé dans l'histoire. Là était sa place nettement marquée.“ [10]) Die Revue des Deux Mondes, die den Wust der alle Tage erscheinenden historischen Romane leid war, schrieb: „Nous sommes inondés depuis quinze ans de détestables romans historiques, voilà le vrai“; [11]) und den Sathaniel beurteilte sie: „Travaillé convenablement, mis et remis sur le chevalet, l'ouvrage fût devenu peut-être un bon tableau. Ce n'est aujourd'hui qu'une énergique et rude ébauche“. [12]) Soulié verteidigte sich, doch er stand auf verlorenem Posten. Das Publikum war mit historischen Romanen übersättigt und verlangte etwas Neues.

Soulié hatte einen feinen Sinn für Stoffe, auf die eine neugierige Leserschar wartete. Das in Paris der 30er Jahre bestehende Interesse für Magnetismus nutzte er geschickt aus für den Roman „Le Magnétiseur“ (1834). Geschäftstüchtig wie er war, wollte er nicht nur den erwachsenen Lesern, sondern auch den Kindern etwas bieten und schrieb die „Contes pour les enfants“. Einen durchschlagenden Erfolg hatte er mit dem „Conseiller d'État“, einem Sittenroman mit gut gezeichneten Charakteren und sorgfältiger Beobachtung seelischen Lebens. Der so sehnsüchtig erhoffte Erfolg auf dem Theater blieb jedoch aus. Seine beiden Dramen des Jahres 1834 „Une Aventure sous Charles IX“ und „Les deux Reines“ fanden keinen Beifall.

Im Roman jedoch war ihm das Glück hold, besonders wirtschaftlich; denn in diesen Jahrzehnten wurde ein neues Mittel gefunden, den Leserkreis für moderne Romane gewaltig zu erweitern. Der Docteur Vernon war auf die glückliche Idee gekommn, jeder Nummer seiner „Revue de Paris“ einen Teil

---

[10]) Revue de Paris, XIII. 1843, S. 269.
[11]) Revue des Deux Mondes 1836 IV. S. 222.
[12]) ibid. 1836 IV. S. 767.

eines Romans beizufügen, der im nächsten Heft seine Fortsetzung fand (Feuilleton-Roman). Durch diese Neuerung erreichte er es, daß der Leser, einmal für den Roman interessiert, mit Spannung jedem neuen Heft der 14-tägig erscheinenden Zeitschrift entgegensah. Daß dies ein glücklicher Einfall war, bewies die sofort eintretende erhebliche Absatzsteigerung der Zeitschrift und der beträchtliche finanzielle Erfolg. „Ce fut une spéculation industrielle". [13]) Das über die neue Unterhaltungsart begeisterte Publikum verlangte bald eine tägliche Fortsetzung. Émile de Girardin übernahm die Idee des Feuilleton-Romans für die Tageszeitung. Sein Blatt La Presse brachte jeden Tag ein Romankapitel. — Hierdurch eröffnete sich dem Romanschriftsteller zum ersten Male die Möglichkeit, durch das Werk seiner Feder ansehnliche Summen zu verdienen. Der Roman wurde erst durch sein Erscheinen in der Zeitung eine echt volkstümliche Literaturgattung, an der jedermann Anteil nahm und die den Autor zu Ansehen und Wohlstand brachte. Wir wissen von Eugène Sue, daß er seine „Mystères de Paris" für 50 000 — 100 000 Francs an das Journal des Débats verkaufte. — Soulié, der schon früher einen guten Sinn für die wirtschaftliche Ausnutzung seiner Schriftstellerei gezeigt hatte, machte mit Freude und Eifer von der neuen Gelegenheit Gebrauch. Es war ihm klar, daß diejenigen, die am schnellsten zugriffen, die beste Aussicht auf Ehre und Verdienst hatten. Seit dem Jahre 1836 ist er nur noch Feuilletonist. Er arbeitet für die „Presse", das „Journal des Débats" und das „Siècle". In diesen Zeitungen sind fast alle seiner künftigen Werke erschienen. Er wird viel gelesen, und sein Name wird überall bekannt. Durch den Feuilleton-Roman wird er zu einem berühmten Mann. Sein Wohlstand hebt sich von Jahr zu Jahr. Er steigert seine Schriftstellertätigkeit bis zum eben noch Menschenmöglichen und gönnt sich keine Ruhe. Er vernachlässigt die Durchsicht seiner Manuskripte und läßt seine Romane ohne Korrektur in die Presse gehen. Sein Stil und seine Komposition leiden darunter und verschlechtern sich beträchtlich. Er wird zum Vielschreiber im schlechten Sinne des Wortes und bereitet dadurch den Verlust seines literarischen Ruhmes vor.

Die große Menge seiner in der Presse erschienenen und meistenteils unbedeutenden Romane aufzuzählen, hat für unsere Zwecke keinen Wert. Eine vollständige Zusammenstellung findet sich in dem genannten Werk von Harold March. Nennenswert sind lediglich die „Mémoires du Diable". 1836 in verschiedenen Zeitschriften erschienen, 1837/38 in Buchform herausgekommen, wurde dieses Werk eines Pessimisten, der das Abcheuliche, Widerliche und Gemeine der Gesellschaft mit zyni-

---

[13]) Eugène Gilbert, le roman en France pendant le XIX e siècle, Paris 1909, S. 208.

schem Lächeln anprangert, zu einer Sensation. Wie das vorige Jahrhundert aufgehorcht hatte, als Rousseau in der Verachtung der Kultur den Haß gegen die Träger der Kultur predigte, so starrte jetzt das Volk von Paris mit neugierigen und entrüsteten Augen auf das Bild, das man ihm von der Frivolität, Brutalität, Genußgier und der moralischen Dekadenz der führenden Schicht entwarf. „C'était le tableau de la société dans ce qu'elle a de plus hideux, de plus atroce; le crime, l'inceste, l'adultère, la ruse, la fausseté, toutes les mauvaises passions humaines, en un mot, s'y identifiaient à des personnages dépeints avec un art infini, sous les dehors trompeurs du bien et du bon de l'innocence et de la pureté!“ [14])

Der Roman erlebte eine Auflage nach der anderen und wurde von allen Werken Souliés am meisten gelesen und gekauft. Dieser außerordentliche Erfolg bewog den Verfasser, in der „Confession Générale“ eine Nachahmung der „Mémoires du Diable“ zu geben. Hiermit fand er bei Leserschaft und Kritik jedoch keinen Anklang mehr; die Revue des Deux Mondes beurteilt das Werk: „Or la Confession Générale ne nous paraît qu'une contre-épreuve assez pâle des Mémoires du Diable“. [15])

Trotzdem konnte Soulié den Ruhm, den ihm die „Erinnerungen des Teufels“ eingebracht hatten, nicht vergessen. Er verfaßte weitere Romane im Stile und Geiste seines großen „Schlagers“. Genannt zu werden verdient lediglich das große Sittengemälde der Pariser Gesellschaft „Si Jeunesse savait, si Vieillesse pouvait“, worin der Held des Romans, ein Greis, durch das Geheimmittel eines Chemikers in einen jungen Mann verwandelt wird und acht Tage lang in Paris seltsame Abenteuer erlebt. Ueber die „Drames Inconnus“, schrieb die Kritik: „Les Drames Inconnus de M. Soulié sont l'éternelle continuation des Mémoires du Diable . . . La manière de conter, le dialogue, les personnages, tout, dans les Drames Inconnus, c'est d'une trivialité fort peu avenante.“ [16])

Bei seinem unermüdlichen Schaffenseifer im Roman vergaß Soulié das Theater nicht. Aus seinen zahlreichen Romanen und Novellen nahm er die Stoffe für dramatische Werke. Im Renaissancetheater führte er 1839 die „Diane de Chivry“ auf, deren Stoff dem Roman „Six mois de correspondance“ entstammt. Den Vorwurf des „Fils de la Folle“ entnahm er dem Roman „Maître d'École“. Der „Rêve d'amour“ erschien in dramatischer Gestalt als „Le Proscrit“, und wurde ein starker Bühnenerfolg. Ungeteilten Beifall beim Theaterpublikum wie bei der Kritik fand er ebenfalls mit „La Closerie des Genêts“.

---

[14]) Champion, Soulié, sa vie et ses ouvrages, S. 26.
[15]) Revue des Deux Mondes, 1840, I, S. 429.
[16]) Revue des Deux Mondes, 1845, V, S. 956.

Obwohl Soulié eine geachtete Persönlichkeit und ein vielgelesener Schriftsteller war, ist er sein Leben lang ein armer Mann geblieben. Sein Geld reichte nie aus, um seine großen Bedürfnisse zu befriedigen. Beständig schreibt er an seine Freunde Bettelbriefe, von denen einer lautet: „Si M. Pommier pourrait m'envoyer une centaine de francs, il m'obligerait beaucoup"; [17]) und ein anderer: „Mon cher Bonnaire, vous m'obligerez beaucoup de remettre au porteur un petit mot pour la revue afin que je puisse toucher les francs 150 que vous m'avez promis. Je suis désolé de vous tourmenter, mais j'en ai besoin." [18])

Sein grenzenloser Arbeitseifer zerstörte mit der Zeit seine Lebenskraft. Wie B a l z a c hat Soulié durch sein unermüdliches Schaffen ein frühes Ende gefunden. Er gönnte sich keine Ruhe und hatte ewig die Sehnsucht, die von der Natur für die Ruhe bestimmte Zeit nur der Arbeit widmen zu können. Wenn er doch nur nicht zu schlafen brauchte, so könnte er der mächtigste Mann der Erde werden! [19]) Wir haben über seine Tageseinteilung einen Bericht von Adolphe R a c o t , der uns ein Bild dieses rastlosen Lebens gibt: „Vers trois heures du matin, quand les derniers amis étaient partis, quand la dernière causerie avait cessé, Fr. Soulié passait dans son cabinet de travail et travaillait là jusqu'à sept à huit heures du matin, aussi alerte, aussi dispos que si la fatigue n'eût pas eu de prise sur cette nature de fer. Vers huit heures, il prenait quelques instants de repos, déjeunait, puis courait la ville, les journaux, les théâtres, les éditeurs. Où prend-il le temps d'écrire? disait-on avec stupeur. Il le prenait sur sa vie, abrégée par un travail au-dessus des forces humaines." [20])

Ein Herzleiden, das er von Jugend auf gehabt hatte, bereitete ihm ein qualvolles Alter und nahm dem unermüdlichen Schriftsteller am 23. September 1847 die Feder aus der Hand. Er starb „en bon chrétien, en bon catholique romain" [21]) und wurde auf dem Père Lachaise beigesetzt. Victor Hugo hielt im Namen der „Société des auteurs dramatiques" eine Gedenkrede, in der er Soulié die ehrenvollen Worte widmet: „Dans ses drames, dans ses romans, dans ses poèmes, Soulié a toujours été l'esprit sérieux qui tend vers une idée et qui s'est donné une mission. . . . . Cette popularité, il la méritait, car il avait toujours présent à l'esprit ce double but, qui contient tout ce qu'il y a de vrai dans le dévouement: être libre et être utile." [22]) Paul L a c r o i x sagte Souliés Werken in seiner Trauerrede im Namen der „Société des gens de lettres" Unsterblichkeit voraus: „Les

---

[17]) March: Frédéric Soulié, S. 353.
[18]) ibid. S. 344.
[19]) Les Drames Inconnus, Bd. II, S. 107.
[20]) Adolphe Racot: Portraits d'Hier, S. 221.
[21]) Champion: Frédéric Soulié, sa vie et ses ouvrages, S. 31.
[22]) Champion. S. 38, 39.

oeuvres de Soulié ne périront pas. Ce que leur manque quelquefois, c'est la correction, la perfection de la forme, mais la création, l'invention de l'oeuvre, l'étude des caractères, l'agencement des scènes, la combinaison des effets, ce sont là des qualités que Soulié réunissait au plus haut degré, ce sont ces qualités qui lui ont fait une réputation si populaire, si incontestée." [23]) 28 Jahre nach Souliés Tode errichtete Clésinger seinem Freunde auf dem Père Lachaise ein Denkmal.

Die Voraussage Lacroixs hat sich nicht erfüllt; heute ist Soulié vergessen. Für die Unsterblichkeit waren seine Leistungen nicht groß genug. Feinfühlige Zeitgenossen haben das schon während Souliés Leben gewußt. Den klarsten Blick unter den Kritikern der Zeit hat wohl Lagenevais gehabt, der das Gesamtwerk Souliés mit den Worten beurteilt: „M. Soulié n'a jamais rien compris aux délicatesses littéraires, le parfum léger de la Muse, l'agrément, ce je ne sais quoi d'exquis que je n'essaierai pas de définir, mais qui se rencontre chez les vrais écrivains et qui nous arrive au détour d'une période, comme une bouffée de senteur venue des buissons au tournant d'un bois, tout cela est absolument étranger à M. Soulié." [24])

Die moralischen Ideen Souliés, aufgezeigt an dem Roman „Les Mémoires du Diable."

Die „Erinnerungen des Teufels" dürfen wir als den bedeutendsten Roman des Autors betrachten. Was Souliés Gesamtschaffen überhaupt an Werthaftem enthält, findet sich hier in gehaltvollster Zusammenfassung und gelungenster Darstellung. Wenn die Gestaltung des gewählten Vorwurfs das Ideal künstlerischer Durchformung auch nicht erreicht, so müssen wir das hier entworfene Gemälde doch als in seinen Grundzügen monumental und eindrucksvoll anerkennen. Es entsteht vor uns ein Bild der Zeit, das in seinem niederdrückenden Pessimismus und seiner brutalen Gräßlichkeit eine gewaltige Wirkung ausübt. Der stärkste Vorwurf, den wir dem künstlerischen Charakter des Werks machen müssen, ist der, daß der Roman einer einheitlichen und geschlossenen Komposition entbehrt. Es ist eine oft verbindungslose Aneinanderreihung von Einzelszenen, die ihren Zusammenhalt nur durch die Verwandtschaft der handelnden Personen und durch den allen Episoden gemeinsamen Geist trüber Resignation empfangen. Dazu ist der Roman in seiner erdrückenden Stoffmasse von einer schleppenden Länge, in der wir die einheitliche Linienführung vermissen. Das vielfältige Einzelne ergibt kein organisches Ganzes. Wir vermissen

---

[23]) Champion. S. 43.
[24]) Revue des Deux Mondes, 1843 IV, S. 827.

eine höhere Einheit, mit der die vorhandenen niederen Einheiten gliedhaft verbunden sind. Der Autor hat es an weiser Beschränkung in der Stoffwahl fehlen lassen; etwas Weniger wäre ein Mehr gewesen. In seinem Bestreben, die Theorie von der ausnahmslosen Schlechtigkeit der Menschen zu erweisen, hat der Verfasser mit der Masse seines Beispielmaterials übertrieben und darin die Grundidee erstickt. Er hat verkannt, daß ein Kunstwerk mehr sein soll als die unvergeistigte Abschilderung der Natur. Ja, er hat die Natur nicht einmal nach Maßgabe seiner pessimistischen Grundauffassung gewissenhaft geschildert, sondern sie sogar häufig arg entstellt. Der düstere Blick, mit dem er alles sieht, verleitet ihn dazu, auch das Helle, das Schöne und Gute, das sich einem vorurteilsfreien Auge hätte bieten müssen, in Häßliches und Gemeines umzuwandeln.

Aber trotzdem hat das von Soulié entworfene Sittengemälde etwas Großartiges. Mit markanten und wuchtigen Strichen zeichnet er die Leiden, an denen das neue Jahrhundert krankte, wenn nicht gar zu zerfallen drohte. Der herrschenden Schicht fehlen die großen Werte, die unabhängig von individuellen Wünschen bestehen, gleichgültig ob wir sie anerkennen oder nicht, und die zu verwirklichen die Aufgabe unseres Lebens bildet. Die Ideale, denen der Fortschritt der Menschheit zustreben soll, hatte das beginnende Zeitalter der liberalen Demokratie und der Technik in Vergessenheit geraten lassen. Die Nutznießer der neuen Zivilisation verbrachten ihre Tage in ungezügeltem Lebensgenuß und dachten nicht daran, daß das Leben ja nicht dazu da ist, Vergnügen und Lüste zu erhaschen, sondern eine Aufgabe zu erfüllen. Die oberen Stände waren sich dessen nicht bewußt, daß es noch Mitmenschen gab, mit denen zusammen sie eine Nation bildeten und deren Lebensrechte ebenfalls geachtet werden mußten.

Soulié war zwar kein großer Künstler, aber doch ein achtbarer Charakter, wenn er es unternahm, den Verirrten seiner Zeit den rechten Weg zu weisen. Er hatte die Aufgaben erkannt, die seiner Generation schicksalhaft zugewiesen waren, und er hat zu ihrer Lösung mit seinen Mitteln beigetragen. Dieses Verdienst dürfen wir nicht übersehen, wenn wir seine Uebertreibungen tadeln. Daß er mit seinem Werk politisch akute Tagesfragen traf, ersieht man aus der Entrüstung der zeitgenössischen Kritiker, die meinten, Soulié mache durch seine Sittenschilderungen der höheren Stände das Volk unzufrieden und wiegele es gegen die richtunggebende Schicht auf. Gewiß hat er das getan; aber aus ehrlicher Ueberzeugung und mit gutem Recht, und der Gesamtheit hat es gedient. Indem durch seine Werke die Wertungen seiner Zeit als Unwerte offenbar wurden, lebte das Bewußtsein für echte Ideale wieder auf.

Bevor wir in die Analyse des Romans eintreten, wollen wir uns mit wenigen Worten den Geist vergegenwärtigen, der aus

der Handlung atmet. Die Grundtendenz ist, wie schon angedeutet, die, den höheren und mittleren Ständen ihre Pflichtvergessenheit, ihre sittliche Verkommenheit, die Frivolität, mit der sie ihr Leben genießen, die Brutalität, mit der sie ihre verbrecherischen Ziele erreichen, kraß und unverblümt vor Augen zu halten. In einem grenzenlosen Pessimismus wird dargestellt, wie die Tugend und Ehrbarkeit im Sumpf der Verkommenheit untergeht, und wie die rechtschaffenen Menschen das tragische Opfer ihres idealen Strebens werden. Die Brutalen und Skrupellosen erreichen, was sie wollen; die Ehrbaren und Gewissenhaften müssen erkennen, daß ihre Wege weder zu Lebensglück noch zu Erfolg führen. Wo sich ein Schein von Gewissenhaftigkeit und Pflichtbewußtsein zeigt, entpuppt er sich am Ende als schamlose Heuchelei. Es ist die Stimmung eines hoffnungslosen Trübsinns, die das ganze Werk durchzieht. Keine Lichtblicke erhellen die allgemeine Düsterkeit. In der schamlosen Wollust egoistischer Sexualität findet sich keine Schilderung einer reinen Liebe oder eines entsagenden Familienlebens; unter den brutalen Handlungen keine selbstlose Tat, die im Dienste eines großen Zieles vollbracht würde; unter den gemeinen Morden keine heroische Aufopferung des eigenen Lebens für die Ideale der größeren Gemeinschaft.

Wie Goethe im „Faust", Calderón im „Mágico Prodigioso", Vélez de Guevara im „Diablo Cojuelo", Lesage im „Diable Boiteux", bedient sich Soulié der Figur des Teufels, um seinen Helden, den Baron Armand de Luizzi, in die Geheimnisse des Lebens eindringen zu lassen. Luizzi hat es sich zur Lebensaufgabe gesetzt, die Seele des Menschen und sein merkwürdiges Treiben zu beobachten; die wertvollste Beschäftigung des Menschen ist ihm der Mensch, und der Sinn des Lebens erfüllt sich ihm, wenn er den Menschen beobachtet. Auf seiner Suche nach dem Lebensglück kommt er zu dem Ergebnis, daß von den bisher entdeckten Möglichkeiten, die irdischen Tage anzufüllen, die der Betrachtung menschlichen Treibens die sinnvollste sei. Soulié will mit dieser These nichts über den Zweck des Lebens vorentschieden wissen. Wenn er seinen Helden das höchste Lebensglück in der Beobachtung finden läßt und ihm zu diesem Behufe den Teufel als Helfer beigibt, so ist das für ihn nur der Rahmen, in dem er sein großes Gemälde der französischen Gesellschaft entwirft. Er befolgt hiermit das Beispiel Lesages, der den Teufel auch nur dazu benutzt, um ein geeignetes Romanrequisit zur Enthüllung des zeitgenössischen Lebens zu haben.

Soulié wählt zwei Ausschnitte aus dem Leben seines Helden, um seine These von der bestraften Tugend und dem erfolgreichen Verbrechen bildhaft zu veranschaulichen. Der Held, Luizzi, hat Geschäftsbeziehungen zu dem Wollhändler Dilois und dem Fabrikbesitzer Buré. Es sind die Frauen beider, an die sich die

Aufmerksamkeit des sittenschildernden Autors knüpft. Die eine, Mme Dilois, ist eine tugendhafte Frau, die ihre Ehre in allen Lebenslagen aufrecht zu erhalten bemüht ist und dabei einen traurigen Untergang findet; die andere, Mme Buré, bedient sich der Heuchelei und des Verbrechens, um dadurch ihren durch Unmoral gefährdeten gesellschaftlichen Ruf aufrecht zu erhalten, und erreicht dabei ein glückliches Leben. Die Tugend erleidet Schiffbruch, und ihre Vertreterin muß untergehen; das Laster triumphiert und führt zu Ansehen und Erfolg.

Betrachten wir, wie diese von Soulié aus den Lebenserfahrungen seiner Zeit entnommene These romanhaft geformt ist. Luizzi kommt zu Geschäftszwecken in das Haus des Kaufmanns Dilois; er will ihm seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse verkaufen. Hierbei macht er die Bekanntschaft der hübschen und ehrbaren Frau des Hauses, nach der es ihn bei seiner genießerischen Lebensauffassung, die ihm jede Genußmöglichkeit auszunutzen empfiehlt, alsbald gelüstet. Zumal er in dem von Mme Dilois aus Mitleid aufgenommenen unehelichen Schwestersohn Charles einen Liebhaber erblickt, kann er sich nicht vorstellen, daß er, der wohlhabende und gewandte Baron, es nicht ebenfalls fertigbringen solle, die Frau zu erobern. Er weiß sich an einem Abend in Abwesenheit des Gatten Zugang zu ihrem Hause zu verschaffen, und ist gewillt, ohne weitere Umstände die günstige Gelegenheit wahrzunehmen. Mit einem zynischen Blick weist er auf ihr Bett und erwartet, daß Mme Dilois ihm am Abend zu seinem Vergnügen zur Verfügung stehe, wie sie am Tage für seine geschäftlichen Interessen da ist. Daß eine Frau noch mehr als Arbeitstier und Weibchen sein kann, ist ihm völlig unbekannt. Er ist daher maßlos erstaunt, als er bei Mme Dilois Grundsätze von Ehre und Treue findet; diese hält er für sehr überflüssige Vorurteile. Er ist sogar entrüstet, daß die Frau es wagen kann, seine Zeit in Anspruch zu nehmen, ohne ihm den „selbstverständlichen" Entgelt eines ehebrecherischen Genusses zu gewähren. Empört verläßt er das Haus und weiß mit seinem mißglückten Abenteuer nichts Besseres anzufangen, als es sofort seinem Rechtsanwalt, den er gerade trifft, zu erzählen, der nicht säumt, die unterhaltsame Geschichte von dem abgewiesenen Verführer in der Gesellschaft breitzutreten. Bei der nächsten Soirée hört Luizzi sein Abenteuer als jedermanns Tischgespräch, aber das Erlebnis der pikanten Situation fesselt ihn stärker als die Reueanwandlungen, die ihn eigentlich beherrschen sollten. Der Ruf der Mme Dilois ist zerstört; aber nicht genug damit — der zurückkehrende Gatte läßt sich von dem durch Luizzi aufgebrachten Gerücht des Liebhabers Charles täuschen und fordert diesen zum Duell. In diesem fällt der ganz unschuldige Charles, und der irregeführte Gatte muß in dem darauffolgenden Ehrenhandel mit Luizzi ebenfalls sein Leben lassen. Die arme Mme Dilois ist ihrer bürgerlichen Existenz und ihres Rufes beraubt

und flieht verzweifelt nach Italien. All ihr Unglück verdankt sie nur ihrer Ehrenhaftigkeit und Treue. Hätte sie sich Luizzi hingegeben wie die anderen Frauen, die ihm begegnen, so wäre ihr all das Leid erspart geblieben. Sie besäße noch ihren guten Ruf, ihren Gatten, ihren Wohlstand. — Ihr Leiden ist aber noch nicht beendet. In Italien heiratet sie den Baron de Farkley, und es will scheinen, als ob ein geregeltes Leben zurückkehre. Da sie aber eine hübsche Frau ist, wird sie von lüsternen Anträgen verfolgt, und ihr gewissenhafter Mann empfindet die undankbare Verpflichtung, für die Ehre seiner Frau zur Waffe zu greifen. Diesen rühmlichen Eifer büßt er mit dem Leben, und Mme Dilois steht wieder unglücklich und verlassen da, dieses Mal durch die mit dem Tode bestrafte Ehrenhaftigkeit ihres Mannes. Sie geht nach Paris und wird dort durch die Verleumdung und Gehässigkeit von drei „vornehmen" Damen in den Tod getrieben.

Das ist der Lohn der Tugend. So geht die Gesellschaft mit den Frauen um, die etwas auf ihre Ehre und Tugend halten. Hätte Mme Dilois es so gemacht wie die anderen — ab und zu ein kleiner Ehebruch, ein bißchen Heuchelei und Lüge, nach außen ehrbar und im Inneren verkommen —, so wäre sie eine angesehene Frau geblieben und als Muster der treu sorgenden Familienmutter gepriesen worden.

Diesen zweiten Weg geht Mme Buré, die Frau des reichen Fabrikbesitzers. Sie hat ein ideales Familienleben und macht in ihrem häuslichen Kreise den Eindruck einer hervorragenden Ehefrau. Als Luizzi zum ersten Male in die Familie kommt, ist er von dem stillen Frieden und dem herzlichen Verständnis aller Familienmitglieder aufrichtig entzückt. So wie Mme Buré in ihrem Hause waltet, hat er sich die vorbildliche Familienmutter schon immer vorgestellt. Es kommt ihm gar nicht die Idee, dieser Frau mit einem lüsternen Ansinnen entgegenzutreten. Er ruft den Teufel herbei, um sich die Geschichte dieses Idylls erzählen zu lassen. Da muß er nun sehen, wie sehr der Schein trügt und, wie mächtig ihn seine auf Betrachtung des Aeußeren aufgebauten Vermutungen getäuscht haben. Mme Buré ist gar nicht die verkörperte Tugend, wie er geglaubt hatte, sondern eine Ehebrecherin und Mörderin, aber durch diese ihre Taten ist es ihr gelungen, das Ansehen der Familie zu erhalten und vor der Welt als ehrbare Frau dazustehen. Auch an sie ist einst die Versuchung herangetreten; nur hat sie ihr nicht mit allen Kräften widerstanden wie Mme Dilois, sondern sich ihr hingegeben, und dieser Weg hat sich als der erfolgreichere erwiesen. Als sie früher einmal in einer Postkutsche eine nächtliche Reise machte, gab ihr der Zufall einen Offizier mit dem symbolischen Namen Ernest de Labitte als Reisebegleiter. Dieser kann die günstige Gelegenheit, mit einer hübschen Frau bei Nacht in einer Postkutsche zu fahren, natürlich nicht ungenutzt vorübergehen las-

sen und muß Mme Buré mit schwärmerischen Worten seine „Liebe“ erklären. Um leichter zur Befriedigung seiner Gelüste zu gelangen, fügt er seiner Liebeserklärung die Versicherung hinzu, er werde Mme Buré in ihrem Familienkreise mit seinem unehrbaren Ansinnen weiter verfolgen. Die Frau sieht ein, daß dies der Familienehre zum mindesten nicht zuträglich ist; denn die Gesellschaft wird nicht annehmen, daß ein Mann, dem man noch nichts gewährt und keinen Grund zur Hoffnung gegeben hat, plötzlich mit ehebrecherischen Wünschen auftaucht. Sie hält es deshalb für zweckmäßig, sich ihm hinzugeben, gegen das Versprechen, nie mehr wieder vor ihren Augen zu erscheinen. Der Offizier nimmt dieses Angebot an, da es ihm die Erfüllung seiner nächsten Wünsche bringt. Trotz des gegebenen Versprechens findet er sich einige Zeit später bei Mme Buré ein in der Hoffnung, auch ein zweites Mal mit ihr handelseinig zu werden. Jetzt empfindet Mme Buré jedoch die Gefährlichkeit der Situation; denn ein zweiter Ehebruch im Hause des Gatten wäre nicht so einfach wie der erste in der Postkutsche mit einem Manne, den man nie wieder zu sehen erwartet. Sie liquidiert den Fall also dadurch, daß sie den Verführer zur nächtlichen Stunde in einen einsamen Pavillon bestellt und kurzerhand erschießt. Nun ist durch ein zweites Verbrechen der einzige Zeuge des ersten beseitigt und sie kann darauf rechnen, daß ihr Familienglück, ihr Ansehen und ihr Geschäft weiter keinen Schaden nehmen wird. Sie erweckt nach wie vor bei jedem Betrachter ihres Familienlebens den Eindruck vollendeter Tugend und Ehrbarkeit.

Diese beiden Bilder vermitteln uns eine Anschauung des trüben Pessimismus, den Soulié aus der Betrachtung der Pariser Gesellschaft schöpft. Die Frau, die ihre Ehre hochhält und der Versuchung widersteht, muß dafür ihren Ruf, das Leben ihres Mannes, ihr Familienglück, ihren Wohlstand opfern; diejenige, die den ihr angetragenen Ehebruch begeht und den Partner durch einen Mord zu beseitigen weiß, steht als tugendhafte und ehrbare Ehefrau und Familienmutter da.

Die innere Werthaftigkeit des Menschen ist für die Erlangung von Glück, Ansehen, Reichtum vollkommen unwesentlich. Ganz kraß wird das veranschaulicht durch das Bild, das Soulié von einer Soirée im Salon der Madame de Marignon, einer vornehmen älteren Dame, zeichnet. Sophie Dilois, jetzt Baronin Laura Farkley, die infolge ihrer Tugend und inneren Anständigkeit in den Ruf gekommen ist, „qui la voudra, l'aura“, betritt unter allgemeiner Aufmerksamkeit den Salon und nimmt in einem zufällig freien Sessel zwischen zwei älteren Damen Platz. Ostentativ stehen diese beiden auf und verlassen den Saal. Eine größere Beleidigung kann man sich schlechterdings nicht vorstellen. Luizzi, der diese Szene mit innerem Grimm beobachtet hat, setzt sich neben die Baronin, um die Grausamkeit des Vor-

gangs zu mildern. Aber beide werden kurz nach einander auf sehr höfliche, aber nicht mißzuverstehende Weise von der Dame des Hauses vor die Tür gesetzt. Am nächsten Tage erhält Luizzi einen Brief von ihr, daß sein Erscheinen in ihrem Hause durchaus nicht mehr erwünscht sei. Natürlich verfehlen die Herren seiner Bekanntschaft nicht, Luizzi mit nur eindeutig zu interpretierendem Lächeln darüber aufzuklären, daß man sich wirklich keine Mühe zu geben brauche, um diese Laura zu haben. Nach den bisher gemachten trüben Erfahrungen mit Frauen zweifelt Luizzi keinen Augenblick an der Richtigkeit der Behauptung, aber er möchte wissen, ob die beiden anderen Frauen denn wirklich so tugendhaft sind, daß sie es wagen dürfen, sich mit selbstverständlicher Ruhe über die „leichtlebige und vergnügungssüchtige" Baronin zu stellen. Der Teufel macht ihn nun mit dem Vorleben dieser Frauen bekannt. Madame du Bergh ist die kapriziöse Tochter eines reichen willenlosen Vaters, die sich als junges Mädchen in den Kopf gesetzt hatte, nur einen Mann zu heiraten, der sie wirklich liebte. Das Ziel ihrer Wünsche wird der elegante, völlig verkommene du Bergh. Ihr Wunsch wird zur Leidenschaft gesteigert durch den romantischen Umstand, daß der junge Mann sterbenskrank zu sein scheint und die Hochzeitsnacht wohl nicht überleben wird. Aber kaum ist nach der Trauung das junge Paar allein, da erklärt der Mann mit gemeiner und zynischer Offenheit, wie er in guter Erkenntnis ihrer verstiegenen und eigensinnigen Romantik so schön sein Ziel, eine reiche Frau zu bekommen, erreicht hat. Das ist zu viel. Ohne lange zu überlegen, vergiftet sie ihren Gatten. Ihrem zweiten großen Wunsch, einen Sohn mit adeligem Namen zu haben, gibt sie die Möglichkeit zur Verwirklichung in der nächsten Nacht, die sie mit einem jungen gesunden Bauernknecht verbringt. Den Rest ihres Lebens widmet sie der Erziehung ihres Sohnes und der Befestigung ihrer gesellschaftlichen Stellung, dies mit besonderer Vorliebe durch die Diffamierung anständiger Frauen. Die unerhörte Kühle, Konsequenz und Raffiniertheit, mit der sie den Giftmord und den Ehebruch durchgeführt hat, haben bewirkt, daß niemals die geringsten Zweifel an der Tugend dieser vorbildlichen Mutter und treuen Gattin aufgetaucht sind.

Das Leben der anderen Dame, Madame de Fantan, die durch ein Zusammensein mit der Baronin Farkley für ihre Tugend und ihren guten Ruf fürchtet, ist nicht besser. Um ihre Liebschaft mit dem Marquis du Val vor der Welt und vor ihrem Gatten zu verdecken, hat sie ihre Tochter Lucy mit ihm verheiratet, obwohl sie von der gegenseitigen Liebe von Lucy und de Sérac unterrichtet war und schon ihre Zustimmung zur Heirat gegeben hatte. Es ist ihr ganz gleichgültig, daß sie das Leben der beiden jungen Menschen ruiniert — Sérac geht ins Kloster und wird später von einer Dirne zu einem ausschweifenden Leben

verführt, Lucy wird dann durch Anwendung gemeinster Mittel seine Geliebte und verfällt dem Trunk. Eine ganz besonders grausame Note bekommt die Handlungsweise der Madame de Fantan durch die Tatsache, daß die Baronin Farkley ihre natürliche Tochter ist, die sie von einer hochgestellten Persönlichkeit gehabt und dann einer armen alten Frau zur Erziehung gegeben hat. Jeder Sinn für natürliche Pflicht und selbstverständliche innere und äußere Zusammengehörigkeit von Mutter und Kind verschwindet vor der ungezügelten Begierde und der hemmungslosen Vergnügungssucht dieser Frau.

Auch Madame de Marignon, in deren Salon sich die häßliche Szene abgespielt hat, hat ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Mit 15 Jahren wurde sie von ihrer Mutter an zwölf Liebhaber verkauft, von denen sie sich einen wählen sollte. Sie schenkte ihre Gunst dem reichsten dieser Lebemänner, dem dicken und gewöhnlichen Libert, nachdem sie ihn schon vorher mit ihrem Klavierlehrer betrogen hatte. Bis zum Ende ihrer Jugend führt sie das Leben eines besseren Straßenmädchens, bis ins tiefste gelangweilt und ohne jede Illusion. In diesem Tiefstand hat sie das Glück, einen Mann zu treffen, der in ihr eine ganz große, tiefe, reine und selbstlose Liebe erweckt, die ihr vollkommen neue Aspekte des Lebens eröffnet und ihr wenigstens ein Gefühl für wahre Werte verleiht, das eben den meisten von Souliés Menschen fehlt. Dieses für jene Zeit so dankbare Thema der reinen Liebe der Kurtisane, das Victor Hugo in seinem Drama „Marion Delorme“ in die Literatur eingeführt hat und das später immer wieder mit Begeisterung behandelt und vom Publikum aufgenommen worden ist — ich nenne nur Alexandre Dumas mit seiner „Dame aux Camélias“ — weiß Soulié mit großer Anschaulichkeit und guter Technik darzustellen. Olivia — unter diesem Namen ist Madame de Marignon in den Kreisen der Lebemänner bekannt — fühlt sich durch dieses große Erlebnis wieder jung werden, sie sieht wieder Sinn und Wert im Leben und lebt ganz innerlich und ganz intensiv. Trotz des jahrelangen Werbens ihres Geliebten und ihrer eigenen leidenschaftlichen Wünsche gibt sie sich ihm nicht hin, weil sie dadurch eine Entweihung ihrer Liebe fürchtet. Wir sehen, wohl hat die Liebe diese Frau zutiefst aufgewühlt, aber sie bringt es nicht fertig, die Wirkung einer zwanzigjährigen inneren und äußeren Korruption aufzuheben und eine vollkommene Umwertung aller Werte für sie herbeizuführen. Sie sieht wohl, daß es etwas Wertvolleres gibt als die von ihr seit früher Jugend gewünschte angesehene Stellung in der Gesellschaft, aber sie findet nicht die Kraft, dieser Gesellschaft, deren verrotteter Zustand gerade ihr so gut bekannt ist, die Stirn zu bieten und, selbst auf die Gefahr hin, die gesellschaftlichen Aussichten ihrer Tochter zu verringern, der guten Eingebung zu folgen; sondern ihr ehrgeiziger Geltungswille und eine falsch verstandene Mutterliebe

läßt sie das der Baronin Farkley zugefügte Unrecht noch vergrößern. Und diese Infamie ist der unmittelbare Anlaß zu Lauras Tod. Diese sieht in der von einer kurzen Mitleidsempfindung verursachten Handlung des Barons Luizzi die edle Tat eines edlen Menschen und glaubt der Liebeserklärung, die er ihr zur Erreichung eines kurzen Genusses macht. Bei ihm ist alles nur Spielerei; als sich ihm die Gelegenheit bietet, triumphierend in den Salon der Madame de Marignon zurückzukehren, gibt er die erste innerlich wertvolle Frau, die er während seiner jahrelangen Beobachtung der Gesellschaft getroffen hat, mit kühler Selbstverständlichkeit auf — wegen eines oberflächlichen Augenblickserfolges.

Diese wenigen Szenen, die ich aus dem umfangreichen und manchmal etwas verworrenen Werk Souliés ausgewählt habe, zeigen uns seine Ideen in aller Deutlichkeit. Die sittlichen Zustände der Gesellschaft sind von einer unerhörten Verkommenheit. Ein Verbrechen jagt das andere: Ehebruch, Mord, Bestechung, Erbschleicherei, Inzest, Verführung, und alle Laster und Fehler, die man irgend haben kann, sind mit lebendiger Anschaulichkeit, aber auch manchmal mit einer gewissen Uebertreibung geschildert. Beinahe jeder scheinbar unanfechtbare Mensch, auf dessen Tugendhaftigkeit selbst die ihm am nächsten stehenden Menschen die heiligsten Eide schwören würden, hat irgendein mehr oder weniger verborgenes Laster. Das ist an einer riesigen Menge von Personen gezeigt. Einen Unterschied in der sittlichen Haltung der Männer und Frauen macht Soulié im allgemeinen nicht. Beide sind gleich schlecht und verdorben und suchen in zügelloser Machtgier und Genußsucht ihre individualistischen Wünsche zu erreichen. Da aber die „Mémoires du Diable“ Gesellschaftsschilderung sind und die Frau im wesentlichen Trägerin der Gesellschaft ist, ist es natürlich, daß die Frau im Mittelpunkt des Geschehens steht und ihr Leben, ihr Wesen, ihr Charakter besonders eindringlich dargestellt ist, während der Mann meist nur der Partner, der Urheber oder das Ziel ihrer Handlungen bildet. Und nun ist es immer dasselbe: in den meisten Fällen ist die Frau entweder schon von Natur aus grundschlecht, oder sie unterliegt der ersten Verführung. Diejenigen aber, die irgendwie einer sittlichen Norm folgen — es sind nur erschreckend wenige — trifft ein Unglück nach dem anderen. Es ist so, als ob die Folge einer guten Tat nur die sei, das größte Unglück auf ihren Urheber oder auf ihr Ziel herabzurufen. In maßloser Uebersteigerung zeigt Soulié uns, wie das Leben dieser guten Menschen eine unabreißbare Kette von Unglück, Schande, Verzweiflung ist, die erst beim Tod aufhört. Diese Vorstellung, die Soulié mit trüber Resignation aus der Beobachtung des Pariser Gesellschaftslebens gewonnen hat, ist nicht in einer einheitlichen Handlung mit geschlossener Komposition dargelegt, sondern eine Episode ist an die andere gereiht,

oft ganz lose aneinandergefügt, nur durch ein, zwei Personen, die in mehreren Episoden eine Rolle spielen, verbunden. Die Technik dieser Art der Darstellung beherrscht Soulié vorzüglich. Immer wieder findet er ein neues Motiv, eine neue Art, einen neuen Erzähler der nächsten unterhaltsamen Geschichte, die gebracht werden soll. Meist ist es der Teufel, der auf Luizzis Wunsch, das Vorleben irgendeiner Person kennenzulernen, ihm dieses offenbart. Natürlich wird alles in völlig subjektiver Darstellung gegeben und mit den Augen des Teufels gesehen und auf Grund seiner Anschauungen kommentiert. Offenbar müssen wir diese pessimistischen und illusionslosen, oft aber auch zynischen und gemeinen Interpretationen der menschlichen Handlungen mit den Ansichten Souliés identifizieren. So erfährt der Baron Luizzi die Geschichte der Liebe der jungen Henriette Buré zu Léon Lannois.

Henriette hat den jungen Mann durch einen Zufall kennengelernt, und sofort fühlen die beiden jungen Menschen sich stark zueinander hingezogen. Die durch die Berufstätigkeit Léons bedingte Anwesenheit im Hause Buré führt ein enges Zusammenleben herbei. Mit Entzücken sieht man das Erwachen der ersten Liebe in den beiden unschuldigen Menschen. Jeder lebt in dem anderen und für den anderen, man sucht einander durch geringe Kleinigkeiten, auf die nur die Liebe ganz junger Menschen kommen kann, Freude zu machen. Aber natürlich kann dieser glücklichen Liebe keine Dauer beschieden sein. Aus Rücksicht auf Ansehen und Reichtum werden Léon und Henriette getrennt. Alles nimmt nun dieses zarte schwache Mädchen auf sich um ihrer Liebe willen. Sie wird von den Eltern verstoßen, gebiert in Schande das Kind ihrer Liebe, wird von Felix, ihrem von den Eltern bestimmten Bräutigam, lange Jahre hindurch gefangen gehalten, abgeschlossen von Menschen, Natur, Luft, freier Bewegung. Geistig und seelisch wird sie aufs grausamste von ihm gequält, aber sie willigt nicht in seine Wünsche ein, seine Frau zu werden; sie will lieber alle Schmerzen und Entbehrungen auf sich nehmen, als ihre Liebe verraten. Gerührt und entzückt darüber, daß es so eine reine und selbstlose Liebe auf dieser betrüblichen Welt gibt, hört Luizzi sich die Geschichte an. Aber Satan versäumt nicht, dem Baron die richtige, d. h. seine Auffassung von der Geschichte zu geben: . . . „elle surtout qui commençait à se lasser dans le coeur du rôle qu'elle jouait encore par orgueil. — Peux-tu dire cela? elle aimait ce Léon d'un amour que le monde ignorera toujours. — Hé non! mon maître, elle n'aimait plus Léon, et à vrai dire ce n'est pas précisément ce Léon qu'elle avait aimé. — Satan, satan, tu flétris tout! — Non, j'explique tout: Henriette n'aimait pas Léon, elle a aimé l'amour qu'elle éprouvait. Le jeune homme qu'elle a rencontré est venu à point pour ouvrir son coeur et donner un but à ses rêves; il s'est trouvé là, devant elle, au moment où

son âme demandait à s'enlacer à quelque chose qui la soutînt; mais Léon était bien au dessous de la passion qu'il a fait naître; s'il l'eût connue il ne l'eût pas comprise. Léon a oublié Henriette qu'il croit morte, Léon est marié, Léon a des enfants qu'il appelle Nini et Lolo, Léon engraisse, Léon a du ventre, Léon boit deux petits verres d'eau-de-vie après son dîner, Léon vient d'assurer sa fortune en faisant faillite; si Henriette avait été libre de donner sa vie à Léon, elle eût été plus malheureuse que dans la tombe, car dans la tombe elle n'a vu mourir que les espérances d'un bonheur qu'elle croyait du ciel, et dans la vie elle eût vu s'éteindre la religion de son coeur et sa foi dans l'amour" (I, 216). Diese Auffassung, daß die Liebe schon fertig in uns vorhanden sei und sich dann ein Objekt aussuche, das meist durch den Zufall bestimmt sei, läßt uns sofort an Marcel P r o u s t denken, der viele Jahrzehnte später dieselbe Theorie in seinem Romanzyklus „A l a r e c h e r c h e d u t e m p s p e r d u" vertritt, besonders in den beiden Bänden „L a p r i s o n n i è r e" und „A l b e r t i n e d i s p a r u e". Man liebt den anderen Menschen nicht so, wie er ist, sondern wie man ihn gern haben möchte. Und so entstehen dann die Qualen der Eifersucht, der Desillusion, der Enttäuschung.

Auch diese Geschichte der Henriette Buré soll nur als ein Beispiel dienen für den moralischen Pessimismus Souliés, der überall gern möglichst tief gehen und die Wahrheit ergründen möchte, dabei aber jede Illusion und auch manchmal den klaren und gerechten Blick für wirklich vorhandene Werte verliert. Ich bin mir bewußt, daß die Beispiele, die ich bisher gebracht habe, keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen können; das erscheint mir bei der erdrückenden Stoffmasse vollkommen unmöglich; aber man kann auch leicht darauf verzichten, da die geistigen Grundlagen und die Tendenz aller Episoden völlig gleich sind.

Da unser Roman in die Form einer Sittenschilderung durch eine gesellschaftlich so hoch gestellte Persönlichkeit wie den Baron Luizzi gekleidet ist, ist es nur natürlich, daß im wesentlichen die höheren Kreise, reiches und angesehenes Bürgertum und Adel, zur Darstellung gelangen. Wir haben gesehen, wie erschreckend in diesen Kreisen sittlicher Verfall und Laster jeder Art um sich gegriffen haben. Aber die Schlußfolgerung, die daraus vielleicht ein moderner Naturalist gezogen hätte, daß Reichtum den Charakter verdirbt und ein wertvolles Leben nur bei ehrlicher Arbeit der Hände geführt werden könne, diese Konsequenz zieht Soulié nicht. Er läßt zwar einmal vom Teufel ausführen: „La fatuité, mon maître, n'est pas le privilège des grands seigneurs, quoique de tous leurs vices, ce soit celui que le menu peuple leur a pris le dernier. . . . d'ailleurs, crois-moi, autant les mauvaises moeurs ont une large place dans l'existence de la fainéantise, autant elles ont peu d'endroits où se glisser

dans une vie de labeur. Ces gens là se levaient à quatre heures du matin, restaient toute la journée absents de chez eux, et n'y rentraient guère le soir que pour le repos. . . ." (IV, 6). Aber dieser schöne Satz bleibt im allgemeinen in Souliés Darstellung Theorie. Er mag in etwa Geltung haben für jenen Teil des Volkes, der stumpfsinnig, ohne Wunsch, ohne Idee, ohne Ehrgeiz dahinlebt, aber da wo auch nur etwas Bewußtheit vorhanden ist, erwachen gleich Wünsche und Begierden, die auf irgendeinem Weg, ganz gleich ob ehrenhaft oder verbrecherisch, erfüllt werden müssen. Und so sehen wir bei den kleinen Leuten, die Soulié uns zeigt, praktisch genau dieselben Laster und Fehler, wie bei den reichen, sogar noch vermehrt durch das zügellose Streben nach Reichtum, das naturgemäß in den höheren Kreisen fehlt oder doch nicht so kraß vorhanden ist. Diese Bauern, Diener, Mägde haben alle das eine Streben, möglichst bald und leicht zu einem angesehenen und reichen Wohlleben zu kommen. Und je skrupelloser sie vorgehen, desto leichter erreichen sie ihr Ziel, die Frauen durch den Verkauf des einzigen Gutes, das sie haben, ihres Körpers, die Männer durch Grausamkeiten, Intrigen, hemmungsloses Ausnutzen irgendeiner zufällig vorhandenen Konjunktur. Die sich in den Weg stellenden Hindernisse werden rücksichtslos beseitigt, einerlei ob dabei Familienglück und Menschenleben vernichtet werden. Ein ganz besonders gutes Beispiel für dieses zügellose und rücksichtlose Vorwärtskommenwollen bietet das Leben der Jeannette, einer natürlichen Tochter des Barons Luizzi, des Vaters unseres Helden. Das ist übrigens eine der vielen Unwahrscheinlichkeiten unseres Romans, daß ein großer Teil der Frauen, mit denen Luizzi zu tun hat, sich als uneheliche Kinder seines Vaters entpuppt. Diese Jeannette nun ist von ihrer Mutter Marietta als lebendige Drohung sozusagen in das Haus ihres Großvaters M. de Paradèse gebracht; dieser lebt finanziellen Gewinnes wegen in Bigamie und soll nun durch die Anwesenheit von Jeannette beständig daran erinnert werden, daß er in der Gewalt der Marietta steht, die von seinem Verbrechen weiß. Sobald aber seine erste Frau gestorben ist und niemand mehr ihm etwas anhaben kann, jagt dieser gütige Großvater in sinnlosem Geiz, der sich mit zunehmendem Alter zu grotesken Formen steigert, Jeannette aus dem Hause, und das junge Mädchen wird Magd in einem kleinen Gasthof. Hier hat vor langer Zeit einmal ein Papst übernachtet, und in tiefer Ehrfurcht wird allen Durchreisenden das Bett des Papstes sozusagen als Reliquie gezeigt. In diesem Bett läßt sich nun Jeannette von einem durchreisenden Jüngling verführen, ein Zug, der für ein 15-jähriges Mädchen von großer Perversität und Pikanterie ist. Nachdem diese Schändung mit Entsetzen entdeckt ist, fliehen die beiden Uebeltäter, wobei ein anderer Kavalier der Jeannette getötet wird. Sie führt nun Jahre lang ein ausschweifendes Leben und steckt dabei M. de Cerny, den Gatten der Geliebten

Luizzis, an und macht ihn impotent, wodurch sein Familien- und Eheglück zerstört wird. Dann landet sie in einem Kloster, wo sie sich mit Carolina, einer zweiten natürlichen Schwester unseres Helden, anfreundet und bald mit ihr von Luizzi nach Paris gebracht wird. Dort fängt sich Jeannette, die sich jetzt Juliette nennt, zunächst den Gatten der Carolina, die diese Infamie still leidend hinnimmt. Den Verführungsversuchen Luizzis allerdings widersteht Jeannette. Dieser versuchte Inzest ist nicht für ein Merkmal besonderer Perversität zu halten; denn die beiden wissen noch nicht, daß sie Geschwister sind; außerdem hält Soulié dieses Verbrechen für beinahe alltäglich. So hören denn die leidenschaftlichen Wünsche Luizzis nicht auf, nachdem er erfahren hat, daß Jeannette seine Schwester ist. Das ist nicht verwunderlich, da der Ahnherr des Geschlechts der Luizzi sogar im ehebrecherischen Inzest gezeugt ist. Jeannette nun sieht nach kurzer Zeit ihren Wunsch, reich und umschwärmt zu werden, erfüllt. Sie hat ihren Geliebten mit einem der reichsten Männer Frankreichs betrogen, mit dem Marquis de Bridely, einem eben solchen Emporkömmling wie sie selbst. Um aber ihr weiteres Ziel, seine Gattin zu werden, zu erreichen, muß sie erst Glück, Ansehen und Leben verschiedener ihr durch verwandtschaftliche, erotische oder freundschaftliche Beziehungen verbundene Menschen ruinieren. Es würde zu weit führen, die gräßlichen Machenschaften dieser Frau bis ins einzelne zu beschreiben, es sei nur gesagt, daß die Darstellung ihrer grausamen, rücksichtslosen, immer von Erfolg gekrönten Intrigen den Höhepunkt der aus Menschenverachtung und verzweifelndem Pessimismus heraus diktierten Erzählung Souliés bildet. Diese Frau bringt es fertig, die drei edlen Frauen, die Luizzi geliebt hat, die eine als Schwester, die andere als Freundin, die dritte als Geliebte in souveräner Verachtung jeder sittlichen Bindung in kürzester Zeit und von Grund auf zu vernichten. Voll Stolz berichtet der Teufel von den Taten dieser Frau, die ein Musterexemplar aus der Nachkommenschaft Kains ist, der selbst im Ehebruch von Satan und Eva gezeugt ist. Auf den verwunderten Einwurf Luizzis, daß er, der Teufel, sich auch mit der praktischen Verführung der Frauen abgegeben habe, erwidert dieser, daß es notwendig gewesen sei; denn mit wem sonst hätte Eva den Adam betrügen sollen? Es gab doch sonst keinen Mann!

Aber auch Männer, die in rücksichtslosem Ringen um Macht und Reichtum vollen Erfolg haben, fehlen in den „Mémoires du Diable“ nicht. Zu nennen wäre da etwa der schon erwähnte Marquis de Bridely, ein früherer Schauspieler, der als würdiger Genosse der Jeannette ihre Pläne mit meisterhaftem Geschick und unerhörter Brutalität verwirklichen hilft. Es kommt garnicht darauf an, wieviele Existenzen dabei ruiniert werden, nur man selbst muß reüssieren, und natürlich so, daß auf den guten, durch Intrigen erworbenen Namen nicht

der leiseste Zweifel an der Lauterkeit seines Trägers fällt und niemand auf die Idee kommt, daß Reichtum und Adel nicht uralten Datums sein könnten.

Einen anderen Typ des Emporkömmlings stellt der gute, alte, biedere Vater Rigot dar, dem es nicht einfällt, seine Herkunft aus niedrigen Kreisen zu verleugnen, und der bei jeder Gelegenheit auf seine bäurischen Manieren hinweist. Niemand zweifelt an den Versicherungen des Biedermanns, daß man sich nur in fleißiger, zielstrebiger Arbeit aus der Masse der Volkes emporarbeiten könne und daß er jetzt die wohlverdienten Früchte jahrzehntelangen mühseligsten Strebens genieße. In Wirklichkeit aber ist Rigot auf ganz andere Weise zu seinem Reichtum gekommen. Durch einen Zufall auf eine exotische Insel verschlagen, hat er den Sohn des eingeborenen Königs durch das Versprechen aller Herrlichkeiten der Welt dazu gebracht, den Vater zu ermorden, sich der Schätze zu bemächtigen und mit ihm nach Frankreich zu fliehen. Einmal in dem fremden Land angekommen, ist Akabila, der unglückliche Prinz, vollkommen in der Gewalt seines Verführers, der ihn in der brutalsten Weise mißhandelt und ausnutzt. Da aber der Exote nicht einmal des Französischen mächtig ist, liegt für Rigot eine Entdeckung durchaus nicht im Bereich des Möglichen, und er kann seine Moralpredigten in voller Sicherheit von sich geben. Von seinem Reichtum macht er in einer inneren Kulturlosigkeit Gebrauch, von der man sich nur schwer eine Vorstellung macht. Er hat drei weibliche Verwandte, die er verheiraten will: Madame Turniquel, seine sechzigjährige Schwester, eine grobe, gutmütige, gewöhnliche Arbeiterin, für die eine Mitgift von einer Million die Freier anlocken soll; Madame Eugénie Peyrol, eines der wenigen reinen, engelhaften Wesen, angeblich die Nichte Rigots, in Wirklichkeit das entwendete Kind einer vornehmen Dame; Ernestine, das uneheliche Kind der Madame Peyrol, ein kokettes, berechnendes, egoistisches Mädchen, eins der Souliéschen Erfolgstypen. Seiner Nichte oder seiner Großnichte will Rigot eine Mitgift von zwei Millionen geben, aber er sagt nicht vorher, welcher von beiden. Die Szenen, die sich nun abspielen zwischen den Freiern, die einerseits gern die Mitgift haben wollen, aber andererseits sich nicht mit einer vermögenslosen Frau belasten wollen, sind von einer geradezu grotesken Würdelosigkeit. Sie geben Soulié Gelegenheit, die gemeine Gewinnsucht, den krassen Egoismus, die raffinierte Heuchelei der Freier in den grellsten Farben zu schildern. Auch hier wieder kümmert es den Urheber dieser Widerlichkeiten, den guten Rigot, durchaus nicht, was er in der edlen, von wahrer Geistigkeit erfüllten Seele der Eugénie anrichtet, indem er sie zwingt, diese Demütigungen zu erdulden. Die zynische Offenheit, mit der diese Gesellschaft ihre feilen Pläne kundgibt, kann natürlich empfindende Menschen nur mit grenzenlosem Widerwillen erfüllen.

Es ist nun nicht verwunderlich, daß die Leute, die in solchen Häusern dienen, ihre persönlichen Laster durch die von ihren Herren übernommenen vermehren. Daß Diener ihre Herren betrügen, ist eine alte Erfahrung und wird es immer geben, aber Soulié verstärkt das Bild, das er uns von dem glühenden Streben nach Reichtum und der Gier nach augenblicklichem Genuß jener Leute gibt, mit einer leicht perversen Note, die ihre Laster besonders widerlich erscheinen läßt. Als Luizzi einmal in einer schweren, mit Delirium verbundenen Krankheit darnieder liegt, benutzen seine Diener die Gelegenheit, alles, was nicht niet- und nagelfest ist, beiseite zu bringen. Sie feiern mit der Pflegerin, die an Luizzis Bett wacht, wahre Orgien, während der Kranke, der langsam seine Besinnung wiedererlangt, sich vergebens bemüht, ihnen begreiflich zu machen, daß er wieder vernünftig ist und eine gewisse Freiheit haben möchte. Mit Brutalität und plumper Schlauheit suchen sie dann Luizzi zu bewegen, ihnen sein großes Vermögen zu hinterlassen.

Wir haben gesehen, wie die kleinen Leute und die Vertreter der höheren Stände als so schlecht und unsittlich dargestellt werden, daß man sich eine Steigerung kaum vorstellen kann. Sehen wir uns nun noch kurz den bürgerlichen Mittelstand an, die gesunde Grundlage jedes Staates.

Durch das gewählte Milieu bestimmt, zeigt uns Soulié nur wenig Vertreter dieser Kategorie Menschen, aber auch hier bietet sich uns genau dasselbe Bild, das wir schon fast bis zum Ueberdruß bei den andern Ständen beobachtet haben: leidenschaftliche Sehnsucht nach Reichtum, Macht, Ansehen und skrupellose Anwendung aller Mittel, um sie zu erreichen. Besonders deutlich wird uns diese Art Menschen in dem Brüderpaar Mathieu, Söhnen des wohlhabenden Bankiers Felix Matthieu, gezeigt, die mit verschiedenen Mitteln, aber mit gleicher Hemmungslosigkeit ihren ehrgeizigen Geltungswillen durchsetzen und zu Macht und Ehre kommen. Beide sind in früher Jugend durch die Zufälle der großen Revolution von ihrer Familie getrennt worden, haben aber einen Teil ihres Vermögens gerettet. Beide wissen nun durch glückliche Spekulationen und geschicktes Ausnutzen guter Gelegenheiten das Vermögen rasch zu vergrößern, jedoch so, daß dabei nicht der geringste Verdacht irgendwelcher Unlauterkeit entsteht. Ruhm und Ansehen erlangen sie auf verschiedenen Wegen. Lucien erlangt durch Intrigen einen adligen Namen, erzieht seinen Sohn zum zukünftigen Pair de France und tut alles, um Ehre und Glanz „seines uralten Geschlechts“ zu erhalten und zu vergrößern, wenn dabei auch das Glück seiner nächsten Angehörigen zerstört wird. Mathieu, der zweite der Brüder, gibt sich als Mann aus dem Volke, der sich durch eigenes Streben und erfolggekrönte Rechtlichkeit langsam zu einer angesehenen Stellung emporgearbeitet hat. Jedem, der es hören will, erzählt er, wie er tagsüber in anstrengendem Mühen sich seinen Lebens-

unterhalt verdient und während der Nächte fleißig gearbeitet hat, um sich Kenntnisse zu verschaffen. Daher könne er auch das Leid des Volkes so gut verstehen und suche, wo nur möglich, es zu mildern. Tatsächlich hilft er auch hier und da in der Not, aber nur, wenn er weiß, daß er das Gegebene mit hohen Zinsen zurückbekommt, und wenn jedermann es sieht. Dabei steigt seine Popularität ungeheuer, und durch seine schönen Reden, er wolle den Rest seines Lebens für das Wohl des Volkes aufopfern, denn gerade er fühle sich dazu besonders berufen, da er selbst aus den niedrigsten Kreisen des Volkes stamme, hat er es in kurzer Zeit erreicht, Abgeordneter zu werden und so seine größte Sehnsucht zu erfüllen. Auch er macht sich nicht im geringsten ein Gewissen daraus, Existenzen, die sich durch seinen Ruf als Freund des Volkes bewogen fühlen, ihn um Hilfe anzugehen, brutal zurückzustoßen und in grauem Elend versinken zu lassen.

Ich kann mich auf die bisher angeführten Episoden beschränken, von denen ich glaube, daß sie die charakteristischsten zur Beleuchtung der moralischen und sozialen Zustände der Zeit Souliés, des ersten Kaiserreiches und der Restaurationszeit sind. Wohl haben die andern Schriftsteller, die die Gesellschaft jener Zeit geschildert haben (ich denke da in erster Linie an Stendhal mit seinem „Le Rouge et le Noir“ und an Balzac mit seinen vielen Gesellschaftsromanen), auch mit großer Offenheit die Fehler und Laster der Menschen dargestellt, aber sie haben sich freigehalten von den oft maßlosen Uebersteigerungen Souliés und dadurch von seinem verzweifelnden Pessimismus und der niederdrückenden Menschenverachtung. Religiöse Wertungen finden wir in den „Mémoires du Diable“ kaum. Wohl lassen die Zustände in den Klöstern manchmal zu wünschen übrig, wohl gibt es verführte und verführende Priester, aber wir werden uns hüten, dieses als Kritik an den überkommenden religiösen Zuständen aufzufassen; diese Priester sind lediglich als Männer dargestellt, nicht als Vertreter einer bestimmten Religion. Ueberhaupt fehlen religiöse Wertgebungen und Motive fast völlig. An wenigen Stellen wird angedeutet, daß es Gott ist, der den guten Menschen die Kraft gibt, die vielen Unglücksfälle, die sich mit schicksalhafter Notwendigkeit auf sie türmen, zu ertragen, aber zur Ausführung kommt diese Idee nirgends. So begnügt Soulié sich im wesentlichen darauf, in den „Mémoires du Diable“ in immer wieder neu ausgeschmückten Bildern, Beispielen, Variationen von der unerhörten Schlechtigkeit der Menschen und den verrotteten Zuständen der Gesellschaft seiner Zeit zu erzählen.

Die Ideen Souliés über Religion, Kirche, Geistlichkeit,
aufgezeigt an den Romanen
„Marguerite“ und „Le Vicomte de Béziers“.

Genau so wie in den „Mémoires du Diable“ werden in einem andern Roman Souliés, in „Marguerite“, die sittlichen und moralischen Zustände der verderbten Gesellschaft geschildert. Auch dieser Roman spielt im Paris der Restaurationszeit, und zwar ist der Schauplatz der Handlung zum großen Teil der Salon der Madame de Morency, einer eleganten, hübschen Dame reiferen Alters. Sie erfreut sich eines vorzüglichen Rufes und bildet den Mittelpunkt eines gesellschaftlich und geistig auf ziemlich hoher Stufe stehenden Kreises. Ihr Gatte ist Chefredakteur einer bedeutenden Pariser Tageszeitung, aber im übrigen ein Trottel. Natürlich kann man nicht erwarten, daß diese geistvolle, lebenshungrige Frau sich mit einem solchen Mann begnügt und ihm die Treue hält; daher hat sie seit Beginn ihrer nun zwanzigjährigen Ehe immer Freunde und Liebhaber gehabt; außerdem hat sie schon ein Kind mit in die Ehe gebracht, das jetzt als ihr Neffe M. Jules in ihrem Salon auftritt. Jeder aus dem Kreise der Mme Morency weiß von ihren Liebschaften und vermag die Namen ihrer Liebhaber an den Fingern herzubeten; aber man betrachtet die Sache als nicht geschehen, da alles in tiefster Heimlichkeit und ohne jeden Skandal vor sich geht, niemand kompromittiert wird und beide Seiten von größter Verschwiegenheit sind. „(Il la protége) Parce qu'elle (Mme Morency) a caché le scandale de ses intrigues sous des apparences, où tout le monde voit, mais qu'on est convenu de ne pas percer.

Ainsi donc une dissolution sans frein, mais de l'hypocrisie, voilà son droit à la protection du monde. . .“ [25]) So fällt es nicht einmal irgend jemandem ein, zweifelnd zu lächeln, wenn von der vorbildlichen Tugend der reizenden Mme Morency die Rede ist. Der Mann, der zur Zeit der Erzählung ihre besondere Gunst besitzt, ist M. Chambel, ein junger Dichter. Er ist ein beau jeune homme, eitel, selbstbewußt, von Stolz über seine ersten literarischen Erfolge und die ersten Gunstbezeigungen schöner Frauen geradezu geschwollen. Leicht und schnell läßt er sich von der lebenskundigen Mme Morency verführen und in ihre Netze ziehen. Er ist zwar verheiratet, aber auf eine Frau, die einen so schlechten Ruf hat wie seine Gattin Isaure, braucht man keine große Rücksicht zu nehmen! Isaure hat nämlich eine Tat gewagt, womit sie sich über die geltenden Bräuche und Vorurteile hinweggesetzt hat. Das wird ihr die Gesellschaft niemals verzeihen, da sie damit eine zu große Verachtung der geheiligsten Gesetze der Gesellschaft bezeugt hat. Isaure war schon verhei-

[25]) II, S. 276.

ratet, als sie Pierre Chambel kennen lernte und von einer unbezwingbaren Leidenschaft zu ihm ergriffen wurde. Damals war er noch arm, unbekannt, mutlos und verzweifelt. Um seinetwillen verließ Isaure ihren Gatten, und verlor damit Heimat und ihren guten Ruf. Mit hingebungsvoller Liebe setzte sie sich für Pierre ein und opferte ihm alles, was einer Frau lieb ist, um ihm zu helfen und ihm den heißersehnten Erfolg zu beschaffen. Alles was Pierre heute ist, verdankt er Isaure, die nach dem Tode ihres ersten Gatten seine rechtmäßige Frau geworden ist. Erst kurze Zeit leben sie miteinander, und schon betrügt er sie und treibt sie, deren ganzes Leben er bedeutet, in ihrer Eifersucht zu verzweifelten Taten. Aber das genügt noch nicht: in den heftigen Auseinandersetzungen, die der Entdeckung von Pierres Untreue folgen, wirft er ihr auch ihren „Fehltritt" vor; sie verdiene gar nichts Besseres, da sie es ja mit ihrem ersten Gatten nicht anders gemacht habe! Und das widerfährt ihr von dem Menschen, den sie allein auf der Welt liebt, für den sie alles getan hat, der sie überhaupt erst zu diesem „Fehltritt" verführt hat. Auf ihren Einwand, daß Mme Morency doch sicher nicht besser sei als sie selbst, bekommt sie den guten Ruf dieser Dame und die schamlose Offenheit, mit der sie selbst ihren Fehler begangen habe, vorgehalten. Also gerade die Eigenschaften, die ihr ein gerecht und sittlich normal empfindender Mensch als Vorzug anerkennen würde: die Ehrlichkeit ihres Handelns und der Stolz, mit dem sie sich zu ihrer Liebe und zu den darum begangenen Fehlern bekannt hat, dies also wird ihr am stärksten zum Vorwurf gemacht. Sie hat dem Gebot ihrer Gefühle gehorcht, die sie für das Höchste im Leben hält, und ihre natürlichen Pflichten als Ehefrau, aber auch Kritik und Urteil der Gesellschaft hintangesetzt und für nichts erachtet. Doch der Mann, dem sie ihre Liebe geschenkt hat, ist nicht einmal imstande, die Größe, die trotz allem in ihrer Handlungsweise liegt, zu erkennen und gibt sie ebenso schnell auf, wie er sie genommen hat — um eines kurzen Sinnengenusses willen. Nach verzweifelten Versuchen, die Liebe ihres Gatten wiederzugewinnen, und in der Erkenntnis, daß Chambel ihrer nicht würdig ist, verläßt Isaure Paris, wo ihr jedes Verständnis versagt geblieben ist, um den Rest ihres Lebens in der Stille eines Klosters zu verbringen.

Mit denselben Farben, mit denen die Pariser Gesellschaft gemalt ist, sind die Zustände in der Kirche dargestellt. Soulié zeichnet Charakterbilder zweier nach seiner Ansicht charakteristischer Vertreter, des Abbé Norton und des Abbé Fortin.

Die eigentliche Hauptperson dieses Romans, die als treibende und motivgebende Kraft hinter fast allen Handlungen und Personen des Geschehens steht, ist der Abbé Norton. Er tritt nur selten persönlich auf und sucht sich möglichst im Hintergrund zu halten, um sich durch eine zu lebhafte Anteilnahme nicht bloßzustellen; aber man ahnt ihn doch hinter allem, was ge-

schieht. Leidenschaft, Gefühl, Wollen und Streben der ihn umgebenden Menschen nutzt er mit oder ohne ihr Wissen rücksichtslos aus, um sein Ziel zu erreichen. Er ist von einem maßlosen, alles niederrennenden Ehrgeiz wie besessen, aus dem alle seine Handlungen und Eigenschaften zu erklären sind. „On lui savait dans le coeur une ambition trop ardente, une haine trop cruelle et une hypocrisie trop profonde pour qu'il y restât la moindre place pour des tentations plus tendres." [26]) In einer fast unmenschlichen Härte und Grausamkeit, die in gleicher Weise gegen ihn selbst wie gegen seine Mitmenschen gewandt ist, geht er seinen Weg und genießt auf Grund dieser Eigenschaft beinahe den Ruf eines Heiligen. „Parce que monsieur Norton n'avait jamais été soupçonné d'une faiblesse, parce qu'il observait dans toute sa rigueur la sobriété des jeûnes, on voyait en lui le prêtre chrétien dans toute son austérité. Ces sacrifices corporels suffisaient à couvrir d'un bouclier respecté l'intrigue cauteleuse, l'ambition ardente, la haine persévérante de son âme et la perversité de ses opinions." [27])

Sein Ehrgeiz hat sich ein großes, unerreichbares Ziel gesetzt: er will, um der Kirche zu dienen, die menschliche Gesellschaft von Grund auf bessern, ändern, umstürzen. Zu diesem Zweck greift er die augenblickliche Regierung an, weil das Prinzip, auf dem sie gegründet ist, ihm für den Glauben todbringend erscheint: „Quand c'est en vertu de serments trahis, de perfides ambitions réalisées, de proscriptions coupables qu'un gouvernement existe, cette existence est l'excuse de tous les crimes qui en tirent la conséquence fatale qu'on peut glorifier en bas ce qu'on glorifie en haut." [28]) Und so ist es erlaubt, mit allen möglichen Mitteln der Regierung Schaden zuzufügen und an ihrem Untergang zu arbeiten.

Als zeitgemäßes und wirksames Mittel, dieses Ziel möglichst schnell und möglichst sicher zu erreichen, erschien dem Abbé Norton die Gründung einer Zeitung, zu deren Chefredakteur er M. Morency, sein willenloses Werkzeug, berufen hat. In gewisser Weise ist auch dessen Gattin seine Mitarbeiterin. Er schützt bedingungslos ihre Liebschaften, wenn sie ihm dafür bei seinen Intrigen hilft. So veranlaßt er zu Anfang der Erzählung Mme Morency, deren Interesse für Chambel er gemerkt hat, den jungen Dichter in ihren Kreis zu ziehen und als Freund zu gewinnen. Wenn sie ihn als Liebhaber will — ihm soll's recht sein! Chambel hat nämlich soeben einen Band Gedichte erscheinen lassen, der nur wenig Beachtung gefunden hat. Aber der Abbé Norton hat aus diesem Werk den unselbständigen, rezeptiven Charakter Chambels erkannt und ihn für einen geeigneten Mitarbeiter an

---

[26]) I. S. 52.
[27]) III. S. 49.
[28]) II. S. 252.

seiner Zeitung gehalten. Und mit der ihm eigenen Gründlichkeit des Vorgehens, die sich auch in kleinsten Dingen äußert, fädelt er diese Intrige ein, um seiner Idee zu dienen. Natürlich spielen sich die Anregungen des Abbé Norton Mme Morency gegenüber ohne große Worte ab; Andeutungen, Hinweise, gedrehte und geschraubte Sätze, deren Sinn jedem andern als der in Intrigen erfahrenen Frau unverständlich bleiben würden, genügen. Klare Worte wären viel zu grob für den spitzfindigen und „jesuitisch geschulten" Geist dieses Priesters. „Cet homme, quand on le comprenait, laissait faire ce qui pouvait lui être utile et le payait généreusement, mais jamais à titre de service convenu, et toujours il s'était gardé le droit de dire: ‚Je n'ai été pour rien dans ce que vous avez fait.' " [29])

Daß Glück, Ehre und Ansehen seiner Mitmenschen bei der rücksichtslosen Verfolgung seiner Pläne zugrunde gehen, ist dem Abbé vollständig gleichgültig. So wendet sich Mme Chambel in ihrer großen Verzweiflung, als sie das Glück ihres Lebens unter ihren Händen zerrinnen sieht, an den Abbé Norton in der Hoffnung, sie wird bei ihm Hilfe oder doch wenigstens Rat finden. Denn ihr Gatte verdankt seine Stellung und sein Ansehen diesem Manne, und er wird sicher auf die guten Ermahnungen des Priesters hören. Aber ihre Hoffnung wird bitter enttäuscht. Sie stößt auf felsenharte Unerbittlichkeit und auf unbeugsame Härte. So muß sie gehen ohne Hilfe, ohne überhaupt nur Gehör gefunden zu haben. Der Abbé will vor allen Dingen von ihren Anschuldigungen gegen Mme Morency nichts hören; er weiß ja vorher allzu gut, wessen Namen er als den der Geliebten Chambels vernehmen wird. Aber wenn dieser Name einmal ausgesprochen ist, muß er irgendwie Stellung nehmen: entweder die Nichtigkeit der Anklage beweisen, von deren Richtigkeit er aber überzeugt ist, oder sich gegen seinen Schützling und die von ihm selbst angeregte Liebschaft wenden. Beides ist unmöglich. Er verlegt sich daher selbst auf die Anklage und erinnert Isaure an die von ihr begangenen Sünden. Sie erntet nur, was sie verdient, und hat gar kein Recht, sich zu beklagen. Durch seine unbarmherzigen Worte steigert er ihre Traurigkeit zur Verzweiflung: „ — Oui, madame, dit l'abbé Norton d'un ton impassible, malheur à qui y manque et à qui y a manqué (aux lois du mariage). — Ce mot pénétra dans le coeur d'Isaure comme un coup de poignard; toute la violence qui venait de se soulever en elle retomba comme frappée au coeur, et elle demeura un moment immobile, les yeux baissés, froide, anéantie. L'abbé Norton était calme comme un martyr qui souffre les plus atroces douleurs, l'oeil fixé sur le ciel. Isaure était vaincue, elle l'était réellement; car l'abbé Norton était pour elle l'homme irréprochable, qui a le droit d'être sévère et qui s'est fait un

[29]) III. S. 227.

devoir de remplir sans pitié son ministère de sévérité.“ [30]) Verzweifelt und bis ins Tiefste getroffen, verläßt Isaure den Priester, ohne die geringste Hilfe erlangt zu haben.

Aber Isaure ist eine energische, lebenserfahrene, wohlhabende Frau, die sich auch schließlich selbst zu helfen weiß. Noch viel gewissenloser ist die Handlungsweise des Abbé gegen Marguerite, ein wunderschönes, unschuldiges junges Mädchen, eins jener Souliéschen Typen, die wie Eugénie, Hélène oder Caroline aus den Mémoires du Diable nur zum Leiden und Dulden bestimmt sind. Marguerite ist der Schützling des Abbé Norton, er hat für sie gesorgt, sie erziehen lassen und will sie jetzt als Hauslehrerin in einem sehr vornehmen Hause unterbringen. Wer das junge Mädchen eigentlich ist, weiß man nicht; sie ist nur unter dem Namen Marguerite bekannt. Auch warum der Abbé sich des jungen Mädchens so tatkräftig angenommen hat, wird nicht ganz klar; jedenfalls will er sie jetzt für seine Pläne benutzen. Marguerite ist auf Veranlassung ihres Wohltäters in einem armen, einsam gelegenen Kloster erzogen worden und kommt nach der Vollendung ihrer Ausbildung nach Paris. Infolge irgendeines Ereignisses muß der Termin, an dem sie ihre Stelle antreten soll, verschoben werden, und Norton bringt seinen Schützling solange in der Familie Morency unter. Mme Morency nimmt sich des vollkommen unerfahrenen und lebensunkundigen jungen Mädchens an und sucht ihr wenigstens das Notwendigste des gesellschaftlichen Schliffes und Benehmens beizubringen. Während der Zeit, die Marguerite im Hause Morency zubringt, lernt sie Chambel kennen und verfällt in eine tiefe Liebe zu dem schönen Menschen, der auf das unerfahrene Kind einen gewaltigen Eindruck macht. Aber sie vermag nicht, ihre Gefühle zu analysieren; sie hat keine Ahnung, daß sie liebt; sie weiß nur, daß sie erbebt, wenn sie Chambel sieht, rot wird und unruhig; daß sie Furcht vor ihm hat; daß sie traurig ist, weil er sie nie beachtet und nur Augen für Mme Morency hat; daß sie unglücklich ist und aus dieser ihr so fremden Umgebung fort möchte. Aber vergebens bittet sie den Abbé Norton um ihre Entfernung aus dem Hause Morency; sie hat da — allerdings ohne ihr Wissen — eine wichtige Aufgabe zu erfüllen: Mme Morency, deren erfahrenem Blick die junge Liebe der Marguerite nicht verborgen geblieben ist, schiebt sie vor, um sich und ihr Verhältnis mit Chambel zu decken vor aller Welt und ganz besonders vor den forschenden Augen der eifersüchtigen Isaure. So nimmt Marguerite auf den Vorschlag der Mme Morency heimlich Musikstunden, die sie täglich für einige Zeit vom Hause fernhalten zu derselben Zeit, die Mme Morency mit ihrem Geliebten verbringt, während aber jedermann annimmt, daß es Marguerite ist, die zu dieser Zeit bei Chambel ist. Dem klugen Abbé Norton ist dies

[30]) II, S. 212.

intrigante Spiel nicht entgangen, aber er hütet sich, auch nur das Geringste zu tun, um den Irrtum aufzuklären, da das vielleicht seinen größeren Zielen schaden könnte. Vorläufig braucht er die Familie Morency noch und kann sie daher nicht kompromittieren. Erst als es durch die Eifersucht Isaures zu einem Skandal gekommen ist, den man einfach nicht ignorieren kann, wird Marguerite aus dem Hause entfernt und in ein Pariser Kloster gebracht. Aber auch da findet das junge Mädchen keine Ruhe. Durch eine grobe Indiskretion Isaures erfährt Chambel von der reinen Liebe des schönen unschuldigen Mädchens zu ihm. Er fühlt sich gewaltig geschmeichelt, und sofort erwacht in dem wankelmütigen Menschen eine heftige Begierde. Er versteht nicht mehr, wie er die ältliche Mme Morency dem hübschen Kind hat vorziehen können. Er sucht nun seine Wünsche möglichst schnell zu befriedigen und schreibt Marguerite in das Kloster einen glühenden, höchst kompromittierenden Liebesbrief. Natürlich gelangt der Brief nicht in die Hände Marguerites, sondern in die der Oberin, die nichts Eiligeres zu tun hat, als sich bei Norton über die Verworfenheit seines Schützlings in entrüsteten Tönen zu beklagen. Durch einen Zufall erfährt Mme Morency, daß Chambel sie um Marguerites willen verlassen hat und sein Verhältnis mit ihr selbst „ridicule“ genannt hat. Bald sieht sie ein: Chambels Liebe kann sie nicht wiedergewinnen, aber eins kann sie: Rache nehmen! Das tut sie dann auch gründlichst und natürlich an dem einzigen unschuldigen Menschen des ganzen Geschehens, an Marguerite. Sie begibt sich zum Herzog de V. . . ., in dessen Haus Marguerite eintreten soll, und erzählt ihm die Geschichte des jungen Mädchens — allerdings in ihrer Weise. Und so wird Marguerite, als sie die Stelle antreten will, mit Schimpf und Schande aus dem Haus gejagt; ebenso verschließt das Kloster, in dem sie die letzten Wochen verbracht hat, ihr die Türen. Auch ihr Wohltäter, der Abbé Norton, jagt sie mit einem kleinen Geldgeschenk davon. So irrt sie einsam und verlassen durch Paris. Nur eine Zufluchtsstätte bleibt ihr: das Kloster! Denn nun ist Marguerite für die Zwecke des Abbé Norton nutzlos geworden. Er hatte sie im Hause des Duc de V. . ., einer politisch wichtigen Persönlichkeit, unterbringen wollen, damit sie dort für ihn gewisse Dinge erfahren und ihm berichten könne. Sicher würde es nicht schwer sein, aus dem unerfahrenen Mädchen alles Wissenswerte herauszufragen. Sogar die Möglichkeit einer Liebschaft zwischen dem leichtlebigen Herzog und Marguerite hatte er in seine Pläne einbezogen, als er die Schönheit seines Schützlings wahrnahm. „En bon jésuite qu'il était“ [31]) versäumt er nicht, sich eine Rechtfertigung seines verwerflichen Tuns zurechtzulegen. „Dieu, se disait-il, a mis l'homme à porter du mal et du bien, et lui a laissé la liberté de la volonté

[31]) I. S. 120

pour choisir entre eux. Marguerite sera comme toutes les créatures humaines; jamais je ne lui dirai une parole pour la pousser hors de son devoir; mais si elle y manque volontairement, ce ne sera pas ma faute; et si plus tard je profite d'une influence illégitime que je n'aurais pas créée ce sera dans un but dont la sainteté absoudra les moyens."[32])

So war Marguerite für ihn nur eine Figur in seinem Spiel, die weggeworfen werden konnte, als sie ihren Wert verloren hatte. „La passion de Chambel pour la jeune fille était publiquement dénoncée; il ne pouvait donc pas l'ignorer. Il sacrifia immédiatement le plus inutile de ses deux protégés, la jeune fille, qui ne pouvait plus le servir chez le duc de V... C'était un saint holocauste à la morale . . ." [33])

Aber auch mit der Freundschaft zwischen dem Abbé und der Familie Morency ist es zu Ende, seitdem Mme Morency es gewagt hat, selbständig zu handeln und seine Pläne durch ihren eigenmächtigen Racheakt zu stören: „l'abbé Norton ne devait pas accepter sans vengeance la lutte que madame de Morency avait osé établir contre lui, et le lendemain matin le journal de monsieur Norton portait en tête de sa première colonne les lignes suivantes:

‚A partir de ce jour, la direction du journal est confiée à monsieur Chambel, rédacteur en chef, à la place de monsieur de Morency.'" [34])

Wir sehen: die Hauptperson unseres Romans, der Abbé Norton, ist besessen von einer ganz großen Leidenschaft, dem Ehrgeiz, dem alles andere untergeordnet wird. Diese Besessenheit, von der der Mensch gepackt ist, läßt uns an Balzac, den großen Zeitgenossen Souliés denken, der auch von einer Idee, von einer Leidenschaft, von einem Laster besessene und von diesem Einen ganz ausgefüllte Menschen geschildert hat. Aber diese Aehnlichkeit ist nur äußerlich. Soulié fehlt die monumentale Kraft, die Gewaltigkeit, man möchte fast sagen, die Uebermenschlichkeit, mit der Balzac sein ungeheures Werk geschaffen hat. Bei Balzac werden wir in ständiger innerer Spannung gehalten, die fast etwas Zerreißendes an sich hat. Wir denken da z. B. an die innere Einheit und Selbstverständlichkeit, mit der Balzac das Leben und den Tod des vom Geiz besessenen père Grandet geschildert hat oder den Chemiker des Romans „A la recherche de l'absolu", der das ganze riesige Vermögen seiner Familie für seine Versuche verbraucht, besessen von dem Wunsch, das Absolute, den einen Urstoff, aus dem alles entstanden ist, zu finden. Oder es erscheint uns das Bild des Abbé aus „Splendeur et misère des courtisanes", der auch

[32]) I. S. 155.
[33]) III. S. 294.
[34]) III. S. 294/5.

mit rücksichtsloser Härte seine ehrgeizigen Ziele verfolgt und sich dabei eines wunderschönen Jünglings bedient.

Wieviel ärmer und kleiner ist dagegen dieser Roman Souliés! Wohl ist die eine Leidenschaft durchaus die beherrschende Kraft bei dem Abbé Norton, aber das grandiose, dämonische Genie, mit dem Balzac seine Menschen gestaltet, fehlt vollkommen. Auch das übrige Geschehen ist kühl und oft recht langweilig dargestellt. Diese im Grunde ganz alltägliche Ehebruchsgeschichte schleppt sich durch drei Bände hin, und manchmal kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als seien die Gefühlsausbrüche reichlich übertrieben und die ganze Sache stark aufgebauscht. Es fehlt die allgemein menschliche Gültigkeit der Romane Balzacs; allzu zeitgebunden erscheint uns Soulié oft.

Gewiß ist der Abbé Norton unseres Romans eine sehr abstoßende Gestalt; aber wir dürfen nicht verallgemeinern und ihn für den Vertreter der katholischen Geistlichkeit halten; das zeigt uns die Figur seines Gegenspielers, des Abbé Fortin. Dieser alte Dorfpfarrer ist in jeder Beziehung das Gegenstück des Abbé Norton. Er ist ein edler, hilfsbereiter, demütiger Mensch, der bei sich selbst nur die Schwächen, bei andern in erster Linie die Vorzüge sieht. Ehrgeizige, umstürzlerische Pläne, wie sie der Abbé Norton hegt, kennt er nicht. Er weiß, daß er nicht die Kraft und die Genialität hat, um eine säkulare Leistung zu vollbringen, aber die Stelle, an die Gott ihn hingestellt hat, will er voll und ganz ausfüllen. Keine große gewaltige Tat kann er in seinem Leben nachweisen, aber es vergeht kein Tag, an dem er nicht einem seiner Mitmenschen, vor allem den Mühseligen und Beladenen, mit Rat und Tat beigestanden hat. Um diese Wohltaten vollbringen zu können, scheut er sich auch nicht, Mächtigen und Vornehmen dieser Welt in aller Offenheit, mit Mut und Festigkeit entgegenzutreten. Aber das tut er nur, wenn die Lage der Dinge es unabweisbar fordert. Lieber ist es ihm, im stillen zu wirken und im Hintergrund zu bleiben — nicht wie der Abbé Norton, um auf diese Weise besser die Intrigen einfädeln zu können und die Figuren seines Spiels möglichst unbemerkt hin- und herzuschieben, sondern in wahrer Bescheidenheit und Demut, um seine guten Werke vor den neugierigen Augen der Welt zu verbergen. Er vergleicht einmal selbst sein eigenes Wirken mit der Tätigkeit des Arztes, der nach beendetem Kampf auf dem Schlachtfeld die Verwundeten aufsucht, um zu retten und zu helfen, was irgend in seiner Macht steht. Der Abbé Norton dagegen ist wie der General, dessen Name durch die Jahrhunderte aufbewahrt wird. Er lenkt die Schlachten und überläßt allen Kleinkram seinen Untergebenen. Er sieht nur die großen Linien, das große Ziel; Sorge und Mitleid für den Einzelnen gibt es bei ihm nicht. („Mais l'abbé Fortin se contenta de sourire et repartit doucement: —) Je crois vous

avoir déjà dit, monsieur, qu'il est des hauteurs d'où l'on voit mal les choses qui sont en bas, quelle que soit l'étendue du regard. Le général qui, du sommet d'une colline, dirige toute une armée, sauve la patrie, mais c'est le modeste médecin, qui marche dans la foule, qui sauve le blessé sur le champ de bataille." [35]) So erscheint uns der alte Abbé Fortin als der wahre Priester, dessen Leben in der Nachahmung Christi im Mühen um andere verläuft. Er hält es nicht für die Aufgabe eines Priesters, seine Kräfte daran zu setzen, die Gesellschaft umzustürzen durch eine Aenderung der sozialen Lage („Le modeste bon sens qui m'a servi de guide en ce monde ne me permet de voir dans ces efforts qu'un combat d'intérêts humains hors de la voie par laquelle le seigneur doit triompher", [36]) sondern die Blicke der Menschen auf das wahre Ziel, auf das Jenseits, zu lenken und sie immer wieder auf die von Christus gezeigten und gelebten Wege zu richten. „Au lieu d'arrêter la pensée qui se fait ici bas, dans quelque sphère élevée qu'il ait lieu, s'il a lieu, élevez le regard de l'homme jusqu'à la divinité, et il ne tirera pas des événements humains les conséquences fatales que vous êtes le premier à lui montrer. Notre mission n'est pas d'organiser les ressorts matériels de l'Etat, monsieur, mais d'établir le culte du bien dans les âmes.

Remplacez par votre prédication quotidienne l'espérance du lendemain par l'espérance dans l'éternité; donnez, comme Dieu vous le commande, le respect des enfants à leurs parents; comptez aux pauvres leur malheur comme une épreuve et non comme un droit; rendez aux familles la fraternité qui n'existe plus; inspirez aux époux la fidélité que Dieu n'a pas imposée seulement aux plus faibles; dites aux humbles qu'ils seront élus, mais non pas qu'ils sont humiliés; aux faibles d'esprit, qu'ils seront les premiers dans la grâce du Seigneur, et non pas qu'ils méritent d'être les premiers sur la terre; prêchez aux ambitieux la modération, et n'appelez pas leur chute; donnez enfin à tous la charité, cette vertu immense plus difficile à exercer lorsqu'il s'agit de laisser au riche que lorsqu'il s'agit de donner au pauvre; marchez à la conquête des âmes, à l'établissement des vertus chrétiennes, et vous aurez fait pour l'humanité et pour Dieu ce qui est le devoir du prêtre, vous aurez créé un ordre moral supérieur à toutes les formes mobiles de la société, vous aurez assis la société sur la base éternelle, au lieu de l'étayer sur un appui fragile et périssable comme tout ce qui est de ce monde; appelez à vous tous ce qui est homme, et par conséquent tout ce qui souffre et tout ce qui a besoin d'espérer; raffermissez sa foi, relevez son courage, montrez lui la vertu pour sentier, et le salut éternel au port, et vous pourrez, sans remords et sans crainte

---

[35]) II. S. 244.
[36]) II. S. 250.

d'avoir manqué à votre mission, vous pourrez dire comme Jésus Christ: Rendez à César ce qui appartient à César." [37])

Und diese erhabene Auffassung vom Priesterberuf, deren Idealismus kaum übertroffen werden kann, bleibt beim Abbé Fortin nicht graue Theorie, sondern wird von ihm Tag für Tag in selbstlosem Wirken ausgeführt. Mit ganz besonderer Liebe nimmt er sich Marguerites an, deren Beichtvater er von Kindheit an gewesen ist. Er ist der einzige, der das junge Mädchen wirklich versteht, dem es volles Vertrauen schenken kann. Er ist ihr väterlicher Freund, der Abbé Norton ist nur ihr Wohltäter. In einem langen Brief gesteht sie ihm ihren Gemütszustand, ihre Liebe zu Chambel, die ihr vollkommen unfaßbar bleibt. Sie hat das feste Vertrauen, der gute Abbé wird ihr helfen. Fortin tut auch alle Schritte, um das junge Mädchen aus der gefährlichen Umgebung wegzubringen, aber sein Mühen scheitert an der Unbeugsamkeit des Abbé Norton, der seine Pläne durch solche Bagatellen nicht stören lassen will. — Später als Marguerite von allen verlassen und verstoßen ist, nimmt Fortin sich als einziger ihrer an und bringt sie zu dem, der niemanden verstößt, zu Gott.

Ebenso hilfsbereit wie gegen Marguerite ist der Abbé Fortin zu Mme Chambel. Der lebenserfahrene Priester zeigt der jungen Frau, daß sie auf einem vollständig falschen Weg ist, wenn sie auf ihr Recht pochend in racheverlangendem Drohen oder in stummen Vorwürfen verharrt. So wird sie ihrem Mann das Heim nur ungemütlich machen und ihn sich ganz entfremden. Nur einer immer wieder sich überwindenden Liebe und immer erneuter Freundlichkeit wird es gelingen, das Herz des Gatten wiederzuerobern. Der Abbé läßt sich von den schroffen Zurückweisungen der temperamentvollen Isaure, die aus ihrem Mißerfolg bei Norton ein heftiges Mißtrauen gegen jeden Priester zurückbehalten hat, nicht einschüchtern, sondern gibt den Kampf nicht eher auf, bis er das Herz der verbitterten Frau gerührt und zu der Einsicht gebracht hat, daß seine Ratschläge befolgt werden müssen. Als dann trotz des ehrlichen Mühens Isaures ihr irdisches Glück zusammengebrochen ist, wendet sie sich ganz selbstverständlich an den Abbé Fortin, damit er ihr bei der Umgestaltung ihres Lebens behilflich sei. So läuft das Leben dieses alten Priesters in immer neuer Liebe und Hilfbereitschaft gegen alle Menschen ruhig und in engen Bahnen dahin.

Es ist nicht ganz einfach, die eigentliche Meinung Souliés über die Kirche und ihre Vertreter aus diesem Roman zu erkennen. Es ist keine Frage, daß der Abbé Fortin dem Verfasser und auch dem Leser ungemein sympathisch ist, und man könnte auf die Idee kommen, als sei der abstoßende Abbé Norton nur geschaffen, um durch den Gegensatz das lichte Bild, das wir vom

---

[37]) II. S. 253/5.

Leben Fortins gewinnen, noch heller zu gestalten. Aber dazu erscheint uns die Rolle, die Norton in unserm Roman zu spielen hat, doch zu wichtig.

Um ein klareres Bild von den Ansichten Souliés hinsichtlich dieser Frage zu bekommen, wollen wir uns zunächst noch einen andern Roman, „Le Vicomte de Béziers", ansehen. Dieser Roman, der den gewaltigen Stoff der Albigenserkriege zum Vorwurf hat, läßt uns naturgemäß oft tief in das Wirken der Kirche hineinschauen und zeigt uns verschiedene der tatkräftigsten und bedeutendsten Geistlichen jener Zeit.

Unser Roman erzählt von der kurzen, aber glänzenden Laufbahn des jungen Roger, Vicomte de Béziers. Die persönlichen Taten, Leiden, Schicksale des jungen edlen Ritters stehen zwar durchaus im Vordergrund, aber doch ist den geschichtlichen Ereignissen genug Platz gelassen, um einen ziemlich tiefen Einblick zu bekommen in die kultur- und kirchengeschichtlich äußerst interessanten Vorgänge. Roger ist der jüngste der edlen Ritter der Provence, sowohl durch seine leichtsinnigen Streiche und seine unsinnige Verschwendung als auch durch seine wunderbaren Waffentaten und seine große courtoisie bekannt und berühmt. Zunächst erscheint er uns als ein leichtlebiger Jüngling, der nur an den Augenblick und seinen Genuß denkt. Leichtsinnig verkauft er gewisse Privilegien, die er an Klöstern und Städten besitzt, weil er sich Geld verschaffen will, um bei der nächsten Zusammenkunft der Ritter möglichst glänzend aufzutreten. Cathérine, die Jungfrau, die er liebt, soll ihn als den schönsten und prächtigsten all der vielen schönen und prächtigen Ritter sehen.

Aber Roger wächst an der Größe der Aufgabe, die das Schicksal ihm zugedacht hat; aus dem leichtsinnigen, liebenswürdigen Jüngling, der es für seine wichtigste Aufgabe hält, in Tournieren zu glänzen, wird ein zielstrebiger Mann, der mit Einsatz seines Lebens und geradezu unmenschlicher Tapferkeit die Ehre seines Namens und die Freiheit und das Glück seiner Untertanen verteidigt. Er hat sich nämlich von den Vorurteilen seiner Zeit freigemacht, und Ketzerei, Beschwörungen, Teufelsaustreibungen sind für ihn leere Begriffe, die keine praktische Bedeutung haben und die man am besten gar nicht beachtet. So nimmt er die Ketzer, die schon um die Jahrhundertwende des zwölften zum dreizehnten Jahrhunderts überall ungnädig angesehen und zum Teil verjagt wurden, in seine Städte auf und läßt sie, ohne einen Unterschied zu machen zwischen ihnen und den Rechtgläubigen, voll und ganz an den städtischen Rechten teilnehmen. Das aber will die Kirche und ihr Repräsentant, der große Papst Innozenz III., nicht stillschweigend dulden. Diese Ketzergeschichte ist ein wunderbarer Vorwand, um das schöne und reiche Land des Vicomte einzustecken und so die weltliche Macht der Kirche zu vergrößern.

Es ist nicht sehr schwer, die übrigen Ritter und Herren der Provence für die Pläne der Kirche zu gewinnen; der geschickten Verführung und der wunderbaren Kunst der Kirche, ihre eigentlichen Ziele zu verdecken, können sich nur die wenigsten entziehen. Nur ein einziger erkennt die wahre Gefahr, das ist Roger selbst. Die Kirche will unter irgendwelchen Vorwänden, bei ihm selbst z. B. unter dem der Ketzerei, einen der provenzalischen Fürsten nach dem andern angreifen und auf diese Weise das ganze wunderschöne Land in ihren Besitz bringen. Darum sollten sich jetzt alle zusammenschließen und in Einigkeit sofort von Anfang an energischen Widerstand leisten, dann wird es der Kirche nicht gelingen, in Frankreich Fuß zu fassen. Der Comte de Toulouse und der Roi d'Aragon, Rogers Nachbarn, die sich mit besonderer Heftigkeit und Treulosigkeit gegen ihn wenden, werden als nächste der Kirche zum Opfer fallen. „Mais ne vois-tu pas, comte de Toulouse, que bientôt il n'y aura plus pour les seigneurs de la Provence ni terres, ni villes, ni hommes d'armes? Tu crois que c'est moi qu'ils abattent dans ce marché: non, comte de Toulouse, c'est toi qu'ils entament, c'est toute la Provence qu'ils envahissent, c'est toute autorité qu'ils usurpent. Tu seras, outre ce que tu es aujourd'hui, comte de Béziers, de Razez, de Carcassonne et d'Alby; vains titres! vains titres, te dis-je, tu seras le serf d'Innocent III; vous le serez tous, sires chevaliers, et vous n'osez vous unir pour résister tous ensemble à cette épouvantable destinée! A Dieu ne plaise que je m'estime plus haut qu'aucun de vous, et peut-être c'est parce que l'on m'estime plus bas que personne qu'on m'a choisi pour me frapper le premier; mais, je vous le dis, vous tomberez comme des feuilles sous ce vent de nord, soufflé par la bouche du pontife de Rome. Vous faut-il des preuves des desseins d'Innocent? Rappelez-vous tout ce qu'il a envahi, souvenez-vous de tout ce qu'il a osé; entendez ses commissaires qui prêchent la guerre contre vous; ces preuves, elles retentissent d'un bout des Gaules à l'autre; elles sont claires comme la lumière du ciel." [38]) In einer hinreißenden Rede, die die Ereignisse der Zukunft vorwegnimmt, legt Roger den versammelten Fürsten die Absichten der Kirche und die Notwendigkeit eines geschlossenen Widerstandes auseinander. Aber die Kurzsichtigkeit der Fürsten ist zu groß, und die Diplomatie der Kirche zu geschickt, als daß Roger mit seinem kleinen Häuflein Getreuer die weitausgreifenden Pläne der Kirche stören könnte. Mit heroischem Mut und einer Tapferkeit, die an die antiken Sagen erinnert, nimmt er den Kampf auf. Obwohl die Armee der croisés unendlich viel stärker ist und ihre Hilfsmittel die seinen um das Hundertfache überragen, gelingt es den Gegnern nicht, Roger zu besiegen. Erst durch eine gemeine Treulosigkeit

[38]) S. 212.

wird man seiner habhaft: unter Zusicherung freier Rückkehr wird er ins feindliche Lager gelockt und dort trotz des Versprechens gefangengehalten. Aber auch jetzt ist der tapfere Kämpfer noch nicht besiegt. Von seinem Freund und Bruder Buat wird er in geschickter Weise befreit. Aber einige Augenblicke, bevor der Retter erschien, hat man Roger ein vergiftetes Getränk gereicht. Zu Tode getroffen sinkt er hin, als er gerade die geheime Treppe, die ihn in die Freiheit führen soll, betreten hat. All seine Tapferkeit und der Mut, den die schweren Schläge des Schicksals niemals haben beugen können, haben ihm nichts geholfen gegenüber der Hinterlist und treulosen Falschheit seiner Gegner.

Roger erscheint uns in diesem Kampf als das Prinzip des Lichtes, das im Streit für die gute Sache gegen Treulosigkeit und Hinterlist untergeht. Im bedingungslosen Sich-Hingeben an die große Aufgabe fällt alle Kleinheit, Wankelmütigkeit, Unreife von ihm ab; es bleibt eine bewunderungswürdige menschliche Größe.

Da Soulié stark von der Kunstauffassung der Romantiker beeinflußt ist, arbeitet er gern mit Kontrasten. So fehlt auch in diesem Roman nicht der Gegenspieler zu unserm Helden; es ist sein Hauptgegner, der fanatische Mönch Dominique. Er erscheint Soulié als der beste Repräsentant der machtgierigen, intoleranten, grausam harten Kirche. Für diesen Mönch gibt es nur ein Ziel, das den Inhalt seines Lebens bildet: die Macht und Herrlichkeit der Kirche zu vergrößern.

Die Szene, in der Dominique zum ersten Mal auftritt, ist bezeichnend für seinen Charakter und zeigt uns den fanatischen Mönch sofort im rechten Licht. Dominique hat es sich zur augenblicklichen Aufgabe gemacht, einen Ketzer, den reichen Pierre Mauran, den er wieder zum rechten Glauben zurückgebracht hat, ständig zu begleiten und durch seine dauernde Gegenwart immer wieder an seine früheren Sünden, die er jetzt abbüßen muß, zu erinnern. Durch eine eiserne Kette sind der Mönch und der Büßer miteinander verbunden. Seine unermeßlich großen Reichtümer hat Mauran der Kirche versprochen, die sie erhalten soll, wenn sie ihn nach der Vollendung der Buße vom Bann befreit hat. Dieses merkwürdige Paar ist nun in die Hände einer wilden Räuberbande, der r o u t i e r s , gefallen, die ein hohes Lösegeld von ihrem reichen Gefangenen fordert. Gern würde Mauran es bezahlen, um sich aus der Gefangenschaft zu befreien, aber es wird ihm von Dominique verboten, der ihn daran erinnert, daß seine Güter der Kirche gehören. Doch die Räuber lassen Mauran nicht los, und er wird in unendlich grausamer Weise gemartert. Als seine Widerstandskraft erschöpft ist, verspricht er das Lösegeld. Aber wieder tritt Dominique dazwischen „Et alors, s'écria le religieux en l'arrêtant par le bras, hérétique relaps et sans espérance, tu seras excom-

munié et interdit, tu iras par les chemins demandant l'aumône, sans que nul chrétien puisse te la donner: chacun aura le droit de te cracher au visage; tu seras chassé de toute habitation humaine; tu n'auras d'asile que les cavernes, de nourriture que les fruits sauvages; tu tomberas de soif, de froid et de faim, car le pain, le feu et l'eau te seront interdits; l'on ameutera contre toi les chiens des campagnes; et l'on te jettera les pierres des chemins, jusqu'à ce que tu en sois écrasé." [39]) Das Martyrium geht weiter; die routiers bringen Feuer an die offenen Wunden; als das noch nicht die gewünschte Wirkung tut, werden Oel und Essig in die Wunden geschüttet. „Allons, s'écria Buat (der Anführer der Räuber), signe ou meurs. — Refuse ou sois damné! cria le religieux d'une voix où tonnait le fanatisme. Le malheureux Pierre tomba anéanti. — Qu'on en finisse, dit Buat, irrité de ne pas avoir vaincu cette résistance: qu'il meure à l'instant . . . — Meurs aujourd'hui pour ne pas mourir éternellement. — Le supplice allait recommencer . . ." [40])

Aber die Ermahnungen des Mönches, durchzuhalten, bestehen nicht nur aus Worten. Bei jeder Qual, die man Pierre angetan hatte, hatte er in die eigene Brust die Spitze seines Dolches gebohrt. Als aber der gepeinigte Büßer trotz dieser Mühen Dominiques endgültig das Lösegeld zu zahlen verspricht, löst er sich von ihm und erklärt ihn zum „hérétique et relaps." [41])

Durch diese Szene ist der Mönch schon im Wesentlichen charakterisiert. Von unmenschlicher Härte und Grausamkeit, wenn er es für notwendig hält, erachtet er den Einzelnen für nichts, die Kirche für alles.

Das Bild, das wir durch dieses Vorgehen des Mönches von seinem Charakter erhalten haben, verstärkt und vertieft sich noch im Lauf der Erzählung.

Der Krieg gegen Roger, der unter dem Vorwand „Kampf gegen die Ketzerei" geführt wird, wird mit allen nur möglichen Waffen betrieben. Kein Mittel ist zu gering, zu treulos, zu verbrecherisch, um nicht versucht zu werden. Und hinter all diesen Aktionen steht Dominique, ein einfacher Mönch, der sich durch seinen brennenden Ehrgeiz und glühenden Fanatismus zu einem sehr realen Machtfaktor in der Organisation der Kirche gemacht hat. Er hat keine hohen Titel und schönen Namen, aber er ist der eigentliche Bevollmächtigte des Papstes in der Angelegenheit Vicomte de Béziers. Die offiziellen Legaten des Papstes stehen vollständig in seinem Bann und gehorchen bedingungslos seinen Befehlen. Der verzehrende Ehrgeiz, von dem er besessen ist, hat ganz von ihm Besitz ergriffen und beherrscht all sein Tun und Wirken. Zweifeln oder Zögern kennt er nicht; das Ziel, dem er zustrebt: die Macht der Kirche zu vergrößern, ist gut; die Mittel, die man dazu gebraucht, werden durch ihren Zweck geheiligt.

---

[39]) S. 60. [40]) S. 63. [41]) S. 64.

„— La défaite de l'ennemi de Dieu, reprit le moine, est toujours une victoire, et quand le glorieux archange Michel terrassa Satan et le soumit à sa lance, Dieu ne lui commanda pas de ne point se servir de son adresse, outre sa force; de son poignard, outre son épée.

— Ainsi, dit Simon en traduisant en un précepte devenu bien commun le style ampoulé du moine, ainsi pour arriver au bien toutes voies sont bonnes?

— Y en a-t-il de mauvaises avec ceux qui ne sont que crime et perfidie de toute leur personne, et la fin de toutes choses ne sanctifie-t-elle pas les moyens par où on y arrive? Judith a été grande devant Dieu, quoiqu'elle ait délivré son peuple par la prostitution de son corps." [42])

Der Fanatismus Dominiques hilft ihm, alle Schwierigkeiten zu überwinden. „Le fanatisme lui avait créé un mot avec lequel il recouvrait et drapait les plus cruels desseins et les plus mauvaises actions. Ce mot était le triomphe de la cause de Dieu." [43]) Durch diesen Fanatismus wird sein Ehrgeiz gestützt. „Dominique était de ces hommes dont un ambitieux fait un Ravaillac ou un Jacques Clément, avec cette différence qu'il portait l'ambition instinctive, passionnée, furieuse, prête à se sacrifier s'il le fallait, et non pas une ambition raisonnée et ayant conscience d'elle-même comme celle de Simon." [44])

Mit diesem Ehrgeiz verbindet sich eine außerordentlich geschickte Menschenbehandlung. Jeden Menschen faßt er so an, daß er das denkbar Mögliche für seine Zwecke aus ihm herausholt. Zögern und Zweifel eines Partners, die gewissenlosen Wege Dominiques zu beschreiten, werden mit einer souveränen Sicherheit beseitigt. Als er den Verräter gedungen hat, der ihm Roger in die Hände spielen soll, werden die letzten Bedenken, die dessen Ehrenhaftigkeit äußert, leicht entfernt: „Ne nommez point trahison votre dévouement à la cause du Christ: le bien que vous lui aurez fait vous sera compté devant lui pour autant que les combats des meilleurs chevaliers, pour davantage même, puisqu'il vous force à vaincre ce sentiment tout humain que vous nommez foi et honneur." [45])

Der mit einer unbeugsamen Energie und klugen Diplomatie verbundene Ehrgeiz des Mönches hat sich nun als nächstes Ziel die Erwerbung der in Rogers Besitz befindlichen Gebiete der Provence für die Kirche gestellt. Zu dem Zweck muß zuerst der Vicomte de Béziers beseitigt werden. Dominique wird Rogers unerbittlicher Feind. Der großen Findigkeit des Mönches wird es bei dem offenen, sorglosen Charakter Rogers nicht schwer, Handlungen nachzuweisen, die der strengen Auffassung jener

[42]) S. 266.
[43]) S. 267.
[44]) S. 267.
[45]) S. 268.

Zeit in kirchlichen Dingen widersprechen und als Ursache für eine Anklage dienen können. Der wichtigste Punkt dieser Anklage ist die allgemeine Duldung, die Roger den Ketzern angedeihen läßt. Ferner wirft man ihm die Hilfe vor, die er dem gemarterten Pierre Mauran nach seiner Befreiung aus den Händen der Räuber erwiesen hat. Außerdem hat er zufällig einer „consolation" beigewohnt, einer religiösen Zeremonie, die die „parfaits", Glaubensbrüder des Pierre Mauran, mit dem sterbenden Ketzer vorgenommen haben. Dies sind nur wenige Beispiele aus der langen Liste der Handlungen, die man Roger zum Vorwurf macht. Da er von der unversöhnlichen Feindschaft der Kirche weiß, die sich in den feindseligen Taten Dominiques gegen ihn äußert, bemüht er sich bei der Zusammenkunft der Fürsten, diese auf seine Seite zu ziehen. Zu diesem Zweck hält er die schon oben erwähnte Rede über die bedrohte Lage der Provence und das gierige Vordringen der Kirche. Aufmerksam hört man ihm zu; die klar durchdachte Rede und deren objektive Richtigkeit verfehlen nicht, einen tiefen Eindruck auf die Fürsten zu machen, deren wichtigste Lebensinteressen die Machenschaften der Kirche treffen. Schon hat Roger gewonnenes Spiel, da erscheint der päpstliche Legat mit der von Dominique verfaßten furchtbaren Anklageschrift. Kein Gebiet von Rogers Leben bleibt unangetastet; sein religiöses, ritterliches, sittliches Verhalten wird verworfen. Die der Anschuldigung zugrunde liegenden Taten Rogers sind im großen und ganzen wahr und den meisten bekannt, sie können nicht geleugnet werden; daher hält man auch die von Dominique erfundene, an die gemeinen Instinkte der Menschen appellierende Interpretation für wahr. Hinzu kommt, daß vor der Abstimmung die bedeutendsten und am meisten angesehenen Fürsten durch verschiedene, auf die besondere Psyche der Einzelnen abgestimmte Mittel verführt sind, die Sache Rogers im Stich zu lassen. Dem ehrgeizigen und habgierigen Comte de Toulouse werden Rogers Gebiete versprochen, anderen Rittern Belohnungen in Geld, Titeln, Erhöhungen in Aussicht gestellt; wieder andere werden an die Beleidigungen, die Roger ihnen früher in seinem Stolz und Uebermut zugefügt hat, erinnert und so veranlaßt, sich aus Rachsucht auf die Seite der Gegner zu stellen; allen Soldaten, die an dem beabsichtigten Kreuzzug gegen Roger teilnehmen wollen, wird ein hoher Ablaß für ihre Sünden zugesichert. Am wesentlichsten aber ist es, Pons de Sabran, den vertrautesten Freund Rogers, zu gewinnen. Er ist ein edler, durchaus ehrenwerter Jüngling, nach dem sich bei der entscheidenden Abstimmung zweifellos viele Ritter richten werden. Aber es erscheint unmöglich, diesen treuen Ritter der Sache seines Freundes abspenstig machen zu können. Doch mit der ihm eigenen Sicherheit erkennt Dominique die Schwächen der von ihm für diese Intrige vorgesehenen Personen. Pons de Sabran liebt mit unbezwingbarer Notwendigkeit Etiennette, eine

vital leidenschaftliche Frau, die früher einmal von Roger in einer wilden Nacht genommen und dann zurückgestoßen ist. In einer solchen Frau das Verlangen nach Rache, das schon längst vorhanden war, zum hellen Flammen zu bringen, fällt dem geschickten Dominique nicht schwer. Roger in dem bevorstehenden Kampfe des besten, treusten Freundes zu berauben, erscheint Etiennette ein würdiges Objekt ihrer Rachewünsche. Das einfachste und sicherste Mittel für eine schöne Frau, den verliebten Mann den eigenen Wünschen gefügig zu machen, ist, ihn zu verführen. Leicht gelingt es der erfahrenen Frau, dem jungen Pons ihre Liebe glaubhaft zu machen und ihn dann durch eine geschickte Verführung und raffinierte Verleumdung zu bewegen, Rogers Sache zu verlassen.

Und durch diese außerordentliche fein durchgeführte und sorglich geheim gehaltene Vorbereitung erreicht Dominique sein Ziel. In der maßgebenden Versammlung der Fürsten und Ritter wird das Anathema gegen ihn geschleudert: „Je t'excummunie sans recours de grâce ni de pardon, et délie tous tes vassaux et hommes liges de tes comtés de leur hommage et de leur foi; ordonnant à tous de refuser aide et travaux; te rejetant du sein de l'Église, t'interdisant l'entrée de ses temples, et vouant à la damnation quiconque te prêtera asile et te donnera le pain et l'eau qu'il faut à la vie de l'homme." [46]) Nach dieser fürchterlichen Verwünschung wird Roger von fast allen Rittern trotz ihrer besseren Einsicht verlassen: mit einem ganz kleinen Rest treuer Freunde steht Roger der ungeheuren Uebermacht gegenüber und muß so den Krieg beginnen. Mit unendlicher Grausamkeit wird gekämpft: als die Stadt Béziers von den croisés genommen ist, wird rücksichtslos geplündert und alle Einwohner der Stadt, ob Ketzer oder Rechtgläubige, werden in wilder Brutalität hingemetzelt. Niemand wird verschont, Männer und Frauen, Kinder und Greise werden in gleicher Unerbittlichkeit für die Treue, die sie ihrem Fürsten gehalten haben, mit dem Tod bestraft. So wird der Kampf durch Verrat, Treulosigkeit und Verbrechen zum Sieg der Kirche geführt.

Aber Roger ist nicht der Einzige der provenzalischen Fürsten, gegen die man auf diese Weise vorgeht. So befindet sich schon nach kurzer Zeit der Comte de Toulouse, der als einer der ersten von Roger abgefallen ist, in derselben Lage; er kämpft zwar noch auf Seiten der Kirche, aber er ist gedemütigt, vieler Privilegien beraubt, geknechtet, und des Wertvollsten, das er in seinem Leben hat, seines Sohnes, hat man sich als Geisel bemächtigt. „Cet homme que tu vois devant toi, qui s'appelle comte de Toulouse, de Narbonne et de Querci, marquis de Provence et d'Usez: cet homme qui a plus de domaines personnels que le roi Philippe lui-même, plus de vassaux dans sa mouvance

[46]) S. 215.

que l'empereur Othon; cet homme qui a des cheveux gris et qui a manié la lance et l'épée comme un chevalier de quelque renom; cet homme, ils l'ont fait mettre nu jusqu'à la ceinture; ils l'ont fait attendre, les pieds nus, sur les degrés d'une église; cet homme, ils lui ont attaché une corde au cou, comme à une bête de somme, ils l'ont tiré par son lincou, et promené autour d'une église; et ils l'ont fustigé sur les reins et sur la face, ce suzerain, ce comte, ce marquis, ce chevalier!" [47]) So ist also das Geschick, das Roger der Provence vorausverkündet hatte, schneller eingetroffen, als Roger selbst geglaubt hätte.

In diesen Kämpfen zeigt Soulié uns die furchtbare Machtgier und das rücksichtslose Streben nach Macht und weltlichem Ansehen der Kirche in grellen Farben. Die Geistlichen, deren bedeutendster und charakteristischer Vertreter Dominique ist, haben nur abstoßende Eigenschaften an sich. Grausamkeit, Fanatismus, Ehrgeiz, Härte sind die hervortretenden Züge. Niemals erfahren wir von einer Tat, die Weichheit oder Mitleid verriete. Auch eine versöhnende Gestalt wie der Abbé Fortin in Marguerite fehlt in diesem Roman vollständig. Allen Edelmut, jede Großherzigkeit und Güte finden wir auf der Seite der Gegner der Kirche, ihnen gehört ausschließlich unsere Sympathie.

Aber wir dürfen bei der Beurteilung der Souliéschen Ansichten über Kirche und Religion nicht vergessen, daß er sich niemals gegen Religiosität als solche wendet. Seine Lieblingsgestalten: Roger, Cathérine, Agnes, Marguerite sind wahrhaft fromme und von einer tiefen Religiosität erfüllte Persönlichkeiten, Gott ist das Ziel aller Menschen, er hilft uns, die Not des Erdendaseins geduldig zu ertragen — ein Gedanke, der sich auch in den Mémoires du Diable findet. Es sind gewisse Eigenschaften der Kirche, gegen die sich Soulié immer wieder wendet und deren Schädlichkeit für den wahren Glauben er in möglichst grellen Bildern und an krassen Beispielen zeigt: das Streben nach weltlichem Besitz, der Fanatismus und die Unduldsamkeit gegen anders denkende Menschen. Hieraus resultieren all die andern üblen Eigenschaften, gegen die er zu Felde zieht. Echte Religiosität, wahren Glauben und die Institution der Kirche als solche aber erkennt er voll und ganz an.

---

[47]) S. 257 f.

Bild der Gesellschaft,

aufgezeigt an dem Roman

„Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait . . ."

Mit den bisher behandelten Romanen haben wir die wichtigsten Werke Souliés erledigt. Alles übrige ist nur ein mehr oder weniger schwacher Abklatsch dessen, was in ihnen enthalten ist. Immer wieder tritt uns dasselbe Bild entgegen: eine ausführliche und bis ins Einzelne gehende Schilderung der Laster und Fehler der Menschen seiner Zeit.

Um die sozialen Verhältnisse kümmert sich Soulié wenig oder gar nicht. Er sieht diese Dinge überhaupt nicht; sie liegen zu sehr außerhalb seines Blickfeldes. Die Lage des arbeitenden Volkes, die scharfe Diskrepanz zwischen Reich und Arm, die Angleichung der Stände, diese Probleme sind seinem Interessenkreis vollständig fern; er sieht sie kaum einmal.

Wir wollen uns daher damit begnügen, im letzten Teil unserer Arbeit ein Bild der Gesellschaft zu geben, wie es uns aus den Romanen Souliés immer wieder entgegentritt. Gieriges Streben der Jugend nach immer neuen Genüssen in der Angst, nicht genügend das Leben auskosten zu können, zynische Kritik bei den Alten über diese Genüsse und trotzdem ein gewaltsames Sich-Aufbäumen gegen das Alter, das ihnen diese Genüsse zu nehmen droht, und ein krampfhaftes Bemühen, sie so lange festzuhalten wie irgend möglich. Auf beiden Seiten, bei der Jugend und bei den Alten, ein sinnloses, unwürdiges Jagen nach eitlen Dingen. Die meisten der Souliéschen Menschen sehen den wahren Wert des Lebens gar nicht; diejenigen, denen er in einer erleuchteten Stunde einmal vor die Augen tritt, haben nicht die Kraft, sich diesen wirklich wertvollen Dingen zuzuwenden, sondern bleiben müde und energielos in ihrem öden, leeren Leben.

Um das Bild dieser Gesellschaft, das uns in den vorher behandelten Romanen auch schon entgegengetreten ist, noch einmal von einer anderen Grundlage aus zu betrachten, haben wir den Roman „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait . . ." ausgewählt. Dieses Werk ist für unsern Zweck besonders geeignet, weil die Hauptperson, der Marquis de Mun, Zutritt zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft hat und uns tief in ihr Leben und Treiben hineinblicken läßt.

In der äußeren Form hat unser Roman eine gewisse Aehnlichkeit mit den „Mémoires du Diable". Auch hier steht ein mit übernatürlichen Kräften verkehrender junger schöner Mann im Mittelpunkt des Geschehens. Er gehört zur höchsten Gesellschaft, deren Mitglieder uns zum großen Teil durch Einzelgeschichten bekannt gemacht werden. Diese Geschichten werden episodisch aneinander gereiht, sie stehen nur in ganz loser Verbindung mit einander durch die Person des Marquis, der mit dem jedesmaligen Helden der Episode irgendwie verbunden ist.

Aber die Wucht und Eindringlichkeit, die die „Mémoires du Diable“ trotz ihrer Fehler haben, fehlt in diesem Roman vollständig. Es ist ein oberflächlicher, langweiliger, an manchen Stellen leicht sentimentaler Gesellschaftsroman, dem jeder tiefere Wert fehlt. An manchen Stellen fällt es uns schwer, die Darstellung überhaupt ernst zu nehmen. Schon der Vorwurf des Romans ist eigentümlich und höchst bizarr.

Der Held der Geschichte ist der vierundneunzigjährige Greis Chevalier de Mun. Arm, einsam, entkräftet liegt er auf seinem elenden Lager in einer armseligen Dachkammer. Die Dürftigkeit, unter der er zu leiden hat, kann man sich nicht größer vorstellen. Kein Brot, kein Schnaps, nicht einmal ein wenig Schnupftabak. Er denkt sehnsüchtig an sein vergeudetes Leben. Er hat es ganz ausgekostet, jede Freude, jeden Schmerz, jede Enttäuschung, jedes Laster in seinem vollen Umfang erfahren. Alles, was er hatte, hat er verschwendet mit vollen Händen: Leben, Geld, Gesundheit, Liebe. Jetzt bleibt ihm nur noch eins: die reiche Erfahrung, die das lange, lange Leben ihm gewährt hat. Aber sie ist jetzt wertlos für ihn, jetzt ist er alt, arm, kraftlos. Wenn er diese Erfahrung gehabt hätte, als er jung war, wieviel Leid und Enttäuschung wäre ihm erspart geblieben! Denn sein Versagen auf allen Gebieten des Lebens kam nicht aus Nichtwollen oder Nichtkönnen, sondern aus Nichtwissen. Oh, si jeunesse savait, si vieillese pouvait!

Während dieser Ueberlegungen und bedauernden Rückblicke des alten Chevalier betritt Jean Bazilius seine Kammer. Bazilius ist ein uralter Chemieprofessor, bei dem Mun in seiner Jugend gehört hat. Er haßt den alten Chevalier glühend; denn dieser hat früher seine Tochter verführt und ins größte Unglück gestürzt und seinen Sohn, den er seinen besten Freund nannte, den Schächern der Revolution verraten. Jetzt bietet er sich an, dem Chevalier zur Erfüllung seines Wunsches zu verhelfen, ihn jung und schön zu machen mit der Erfahrung eines vierundneunzigjährigen Greises. Der Chevalier ist begeistert; ohne zu überlegen, will er das Angebot annehmen. Der alte Chemiker macht ihn noch darauf aufmerksam, daß er seine Erfahrungen immer mit sich tragen müsse, niemals könne er sie vergessen. Aber das ist ja gerade, was der Alte will: die Kraft der Jugend, verbunden mit dem Wissen des Alters. Gierig schluckt er das ihm gereichte Elixier. Und was er nicht zu hoffen gewagt hat, geschieht: nach einer äußerst schmerzhaften Umwandlungsprozedur sieht er sich als schönen jungen Mann. Der alte Bazilius ist verschwunden, er ist zu einem winzigen Etwas zusammengeschrumpft: zu dem Schatten des Chevaliers, zu seiner Erfahrung, die ihn nie verlassen soll.

Jetzt hat der Alte, was er sich so sehnlich wünschte: Jugendkraft und Jugendschönheit und die Erfahrung eines fast hundertjährigen Lebens: die Welt gehört ihm! — Aber das ist ein

ganz großer Irrtum. Ein Mann, der ein gern gesehener Gast war in der Rokokogesellschaft unter Ludwig XV., kann sich ohne eine gewaltige Umstellung seines ganzen Denkens und Empfindens unmöglich in der Gesellschaft von 1830 zurechtfinden. Die Verschiedenheit ist zu groß zwischen der zierlichen, eleganten, absolut aristokratischen Lebenshaltung der Rokokomenschen, für die strenge Scheidung der Stände etwas Natürliches und Unverrückbares bedeutete, deren Idol der König und sein Hof darstellte, für die „Volk" ein leerer Begriff war — derjenige Teil der Menschheit, der nicht zu ihnen gehörte, war eine nutzlose Masse, die man so weit irgend möglich ausbeutete — und zwischen der selbstsicheren, sattzufriedenen vergnügungssüchtigen Gesellschaft der Restaurationszeit, für die es nichts Festes mehr gibt — sie hat das absolut Feste wanken und das Unverrückbare weichen sehen — die von Freiheit und Gleichheit redet, aber an die Stelle von Adlig-Bürgerlich den Unterschied von Reich und Arm gesetzt hat, die keine überindividuelle Bindung mehr kennt, sondern gierig nur immer für das eigene kleine Wohl sorgt. Aber diese notwendige Umstellung gelingt dem Chevalier in keiner Weise. Was nützt ihm jetzt die Erfahrung eines langen Lebens, das unter so vollkommen andern Voraussetzungen gelebt ist! Er bemerkt wohl, daß sich etwas geändert hat, aber wo eigentlich die Unterschiede liegen, sieht er gar nicht. Er würde es auch nicht fertig bringen, sich innerlich und äußerlich umzustellen, denn er ist ein „s o t", er ist von vornherein davon überzeugt, daß nur sein Handeln, Denken, Empfinden das richtige sein kann. So kann ihm auch seine Erfahrung nicht viel nützen, sie ist eben die eines „s o t". Ihm erscheint eine Situation wie die andere, Unterschiede bemerkt er nicht. Er hat eine ganz stark hervortretende Eigenschaft, die alle seine Handlungen veranlaßt: die Eitelkeit. Sie bringt ihn in die lächerlichsten und komischsten Situationen. Soulié hat uns in diesem Roman nicht etwa gezeigt, wie dieser durchaus im 18. Jahrhundert wurzelnde Mensch nach seiner Umwandlung in tragische Konflikte gerät, wie Luizzi in den „M é m o i r e s d u D i a b l e", sondern hier läßt Soulié seinen Helden einfach lächerlich werden, bis er sich in der Gesellschaft seiner Zeit unmöglich gemacht hat.

Aber man darf sich nun nicht vorstellen, daß diese Erzählung etwa ein humoristischer Roman sei. Wir finden groteske, komische, bizarre Ereignisse und Situationen, aber alles ist mit Ekel und Bitterkeit geschildert. Zu einem wahren Humor fehlt Soulié die menschliche Tiefe und das gütige Verstehen.

Sofort nach seiner Umwandlung vom Greis zum Jüngling beginnen die Schwierigkeiten für unsern Helden. Als was soll er sich ausgeben? Er hat keine Kleider, kein Geld, keine Papiere. Zunächst wird er erst mal von der Polizei ergriffen und als „Menschenfresser" ins Gefängnis gebracht; denn da sich von

dem alten Mun gar keine Spuren gefunden haben, hat man angenommen, dieser junge Mann, den niemand kennt, habe ihn umgebracht und mit Haut und Haar — auch mit Kleidern! denn die sind auch verschwunden! — aufgefressen! Aber er bleibt nicht lange in dieser verzwickten Lage. Er findet einen Retter in Léopold Fouriou. Dies ist ein halbwüchsiger Junge, der im selben Hause wohnt wie der alte Mun. Léopold ist der richtige Pariser „g a m i n", ein gerissener, intelligenter, mit allen Hunden gehetzter, von keiner politischen, religiösen oder ethischen Bindung belasteter Bengel. Er hat ein Ziel, dem er mit allen Mitteln zur Erfüllung verhilft: Etwas zu werden, sich durchzusetzen, zu allen Genüssen zu kommen, die das Leben irgend bieten kann. So ist er der typische Vertreter jener Gesellschaft, als den man ihn auch später, als er die ersten Erfolge errungen hat, anerkennt und feiert. Während einer Soirée, wo man sich über das Prinzip unterhält, auf dem die jetzige Gesellschaft beruhen mag, wird nacheinander zu beweisen versucht, es sei die Finanz, es sei die Herrschaft der freien Frau oder die der Heuchelei. Für jede dieser drei Prinzipien wird eine Rede gehalten von den dafür prädestinierten Verteidigern: einem Bankdirektor, einer Dirne, einem Abbé. Jeder sieht die Gesellschaft und ihre Verhältnisse von seiner Stellung aus und sucht zu beweisen, daß ihm die Herrschaft der Welt gehört.

Das Geld hat Macht über alle Dinge im Leben: „Si tu avais regardé la société ailleurs que dans les coulisses de théâtre, lui cria La Barlière, je n'aurais pas besoin de te le prouver; dis-moi, quand la société veut faire un député, c'est-à-dire celui qui fait les lois, demande-t-elle à l'électeur s'il a une idée, et à l'élu s'il a une opinion raisonnée sur quoi que ce soit? non: elle leur demande s'ils ont une contribution, c'est-à-dire de l'argent; quand elle veut faire un juré, c'est-à-dire celui qui absout ou condamne tous les crimes, depuis l'adultère jusqu'au livre où il est traité des plus grandes questions de philosophie, lui demande-t-elle s'il est un homme de bonnes moeurs ou s'il sait lire; elle lui demande s'il est électeur, c'est-à-dire s'il a de l'argent. Lorsque votre société fait ses juges civils à douze cents francs par ans, moins que je ne paie le garçon qui balaie les bureaux de mon père, elle s'oblige à les choisir parmi ceux qui n'ont pas besoin de leur place pour vivre, c'est-à-dire parmi ceux qui ont de l'argent. Qu'est-ce que la société demande aux notaires, aux avoués, pour garantir leur bonne conduite? ce n'est pas de la vertu, c'est un cautionnement. De l'argent, de l'argent! voilà le cri de la société nouvelle; c'est le Montjoie Saint-Denis! de notre génération, et notre oriflamme est un coupon de rente trois pour cent, devant lequel vous tous êtes agenouillés, et au nom duquel je vous bénis." [48])

[48]) S. 116.

Aber das stimmt nicht: der Aufstand der geknechteten Frau gibt der Gesellschaft Form und Farbe. „Eh bien Magnard, dit Ribaud obéissant, puisque tu ne reconnais pas la royauté de la finance, quelle est celle que tu réclames?

La nôtre, dit Magnard en se levant, la royauté de la femme libre.

Qu'est-ce que c'est que ça? fit Arthur en regardant tout le monde d'un air effaré.

Ce que c'est, monsieur le marquis, dit Magnard, c'est la royauté de la révolte, révolte de la femme, qui considère le mariage comme un joug insupportable; révolte de la femme, qui considère comme un privilége tyrannique le monopole que les hommes se sont attribué dans toutes les affaires de la vie; révolte de la femme, qui trouve ignoble que vous soyez tous ici des hommes, mariés ou non, vous vautrant dans l'orgie pour rester demain honorables et vertueux, tandis que les femmes qui feraient ce que vous faites passent pour des êtres flétries et sans moeurs; révolte de la femme, qui a trouvé même parmi vous des imbéciles pour la soutenir; si bien que le saint-simonisme, venu à son aide, proclamant l'égalité des sexes, l'illégitimité du mariage, l'infamie de la famille, l'abolition de l'hérédité, a amené après lui le communisme, où il n'y a plus rien, que chacun pour soi, sous prétexte de chacun pour tous, c'est-à-dire le renversement complet de tout ce qui est, ce qui fera arriver les faibles à la place des forts, et la femme à la place de l'homme, en ce sens qu'elle sera d'autant plus honorée qu'elle aura eu plus d'amants.“ [49])

Auch dagegen erhebt sich Widerspruch:

Tu patauges, Magnard, cria Verdurette d'un ton de cloche lent et majestueux; nous ne sommes pas en marche d'événements, mais de restauration; la femme libre a passé de mode, et c'est la religion qui reprend le sceptre.

Dans la société la plus sceptique du monde, dit Ribaud.

Tu veux dire la plus hypocrite, dit Verdurette; l'hypocrisie, voilà votre reine à tous, et la tienne à toi, Ribaud, comme celle de tout le monde. Quand tu cries à l'immoralité de la littérature moderne, tu sais bien que tu ne fais pas de la critique, mais de l'hypocrisie; et pourquoi? pour des femmes qui vont à la messe avec un billet doux dans la poche, et dans l'esprit un roman graveleux qu'elles lisent, mais qu'elles cachent. Regardez plutôt, mes petits anges, regardez ce libraire qui se ruine à publier des livres d'histoire ou de science; la peur de faire faillite le prend, il va trouver le premier archevêque venu, et lui demande sa bénédiction pour un A B C D religieux, attendu que, si ce n'est pas ce qui se lit, c'est ce qui s'achète; et cet homme refait sa fortune,

[49]) S. 117/18.

grâce à l'hypocrisie, qui est un commencement de religion, comme elle est un hommage à la vertu." [50])

Aber dann proklamiert Léopold Fouriou das Königreich des „g a m i n", der in allem und über alles herrscht:

Oui, oui, continua Fouriou, c'est le gamin; car vous êtes un peuple gamin. Connaissez-vous, par hasard, le prêtre sévère et honnête qui remplit saintement sa noble mission? Non; pas un de vous ne pourrait me le nommer; mais qu'il existe un abbé freluquet louant des chanteurs à l'Opéra, des ouailles à la rue Saint-Georges, empruntant des chardeliers aux menus-plaisirs, un abbé qui trotte en tilbury, qui joue au billard, qui fume, passe des nuits à la bouillote, et donne aux belles dames du faubourg Saint-Honoré l'absolution des péchés qu'il leur a fait faire, un vrai gamin d'abbé enfin, et sa renommé sera dans toutes les bouches, ses petites escapades dans toutes les chroniques, et vous le ridiculiserez tant, vous le prônerez tant, que le gouvernement sera forcé d'en faire un évêque pour amortir cette puissance de gamin que vous exaltez tous sans vous en douter. Vous aimez si bien le gamin, vous dis-je, que vous n'en voulez tant à ceux qui sont de la monarchie que parce qu'ils ne sont pas assez gamin; que s'ils avaient rossé le gué, battu le pavé de Paris durant des promenades nocturnes et avinées, enlevé quelque fille de théâtre ou quelque duchesse, de manière à vous jeter un scandale, à vous défrayer de plaisanteries pendant huit jours, vous trouveriez que ce sont des princes parfaits et dignes du caractère français." . . .

„Oui, oui continua-t-il d'une voix qui devenait de plus en plus aigre et perçante, vous aimez le gamin en tout: s'il y a une popularité politique en France, elle n'appartient pas à l'homme grave et sévère qui a marché invariablement dans une voie quelconque, elle appartient au premier danseur de corde venu, qui n'a ni conscience ni opinion, dont tout le talent consiste à parler beaucoup sans rien dire, bavard creux, criard, infatué de la plus petite personne qui ait jamais paradé derrière une tribune; elle appartient à cet être qui n'est d'aucune religion, qui proscrira demain ce qu'il flattait hier, qui cassera son encensoir sur le nez de Robespierre, élèvera des autels à Napoléon et fera fusiller au besoin républicains et bonapartistes; qui se moquera de ceux qui lui ont fait du bien, tendra la main à ceux qui lui ont fait du mal; sauteur infatigable qui réjouit la masse attentive à ses cabrioles; illustre gamin politique que vous porterez un jour en triomphe comme vous allez me porter en triomphe tout à l'heure, moi, gamin, moi, votre roi, moi, votre idole." [51])

---

[50]) S. 118.
[51]) S. 118/19.

So sehen wir: Der Börsenmensch, die Dirne, der Geistliche und der g a m i n erscheinen Soulié als die Vertreter der Gesellschaft; sie gelangen zu Ruhm, Ehre, Reichtum. Und die Verkörperung des „g a m i n" in ihrer reinsten Form ist dieser Léopold, der sich mit dem hilflosen Mun verbindet, weil er hofft, durch ihn seinem Ziel irgendwie näher zu kommen. Er hat in dem Zimmer des Alten die Papiere eines Arthur Marquis de Mun gefunden, eines jungen Mannes, der nach Paris gehen soll, um hier sein väterliches Vermögen von 500 000 fr. in Empfang zu nehmen. Den Besitzer dieser Papiere hatte der Alte kurze Zeit vor seiner Umwandlung in die Seine gestürzt, um seine Kleider auf dem Mont-de-Piété zu verpfänden. Mun beschließt jetzt, die Rolle des Getöteten zu übernehmen und Marquis de Mun zu werden. Dann hat er, was er sich wünscht: Reichtum, einen guten Namen, eine angesehene gesellschaftliche Stellung!

Aber sehr schnell zeigen sich die größten Schwierigkeiten. Arthur stolpert von einer Dummheit in die andere. Jener junge Mann, an dessen Stelle er getreten ist, hatte sich politisch betätigt und war „Carlist" gewesen, d. h. Anhänger des spanischen Thronprätendenten Karl, für den er eifrig gewirkt hatte. Natürlich hat Arthur nicht die mindeste Ahnung von all diesen Dingen und weiß sich einfach nicht zu helfen. Da erscheint Fouriou wieder als sein Retter. Bei den Papieren, die er gefunden hatte, befanden sich auch verschiedene Briefe, in denen ausführlich von der politischen Tätigkeit des richtigen Mun die Rede ist. Schritt für Schritt klärt er jetzt Arthur über die notwendigsten Dinge auf, läßt sich aber jede Nachricht teuer bezahlen, bis er zuletzt erreicht hat, daß Arthur ihn als „Chevalier de Mun" anerkannt hat und ihn unter diesem Namen in die Gesellschaft einführt. Daß Léopold auch sein neuerworbenes Vermögen mitverschwenden hilft, ist selbstverständlich.

Arthur will nun das Leben genießen; das bedeutet für ihn in erster Linie, er will wieder Beziehungen zu Frauen haben. Bei der glänzenden gesellschaftlichen Stellung, in die er hineingeraten ist, wird es ihm nicht schwer, die Bekanntschaft schöner, geistreicher, junger Frauen zu machen. Alle sehen den schönen, starken jungen Mann sehr gern, aber bei jeder Frau macht er sich durch seine unglaubliche Unkenntnis der Lage, durch seine Eitelkeit oder durch seine oft völlig falsch angebrachte Vorsicht, von der er auf Grund seiner Erfahrung nicht lassen kann, in ganz kurzer Zeit so lächerlich, daß die Beziehung abgebrochen wird, ehe sie überhaupt richtig angefangen hat. Aber eine Eroberung hat er gemacht: Mme de Pimpani, eine äußerst häßliche, verlebte, fünfzigjährige alte Frau, die ihn mit ihren Liebesanträgen überall hin verfolgt und ihm auch finanziell helfen will, wie sie es mit ihren übrigen Liebhabern, z. B. mit ihrem Kutscher, macht. Dieses grotesk komische Verhältnis wird sehr

schnell bekannt und verursacht in der ganzen Gesellschaft lautes Gelächter und hämisches Grinsen.

Doch auch eine edle Frau trifft er in seinem neuen Leben: Méta, die Urenkelin des alten Bazilius. Er hat ihre Bekanntschaft im Gefängnis gemacht, wo sie ihren Bruder Jean abholte, der dort wegen eines kleinen Vergehens kurze Zeit gewesen war. Das junge schöne Mädchen faßt eine tiefe Liebe zu Arthur und tut für ihn, was in ihren Kräften steht. Die beiden Geschwister wollen ihn in ihr armes, aber gemütliches Heim aufnehmen, Jean will ihm in der Fabrik, wo er arbeitet, Beschäftigung besorgen. Auf diese Weise kann er ein armes, aber ehrliches und darum glückliches Leben führen. Arthur schwankt. Auch ihm ist die schöne Méta nicht gleichgültig geblieben. Aber auf der anderen Seite locken Reichtum und eine hohe gesellschaftliche Stellung. Auch sein böser Dämon sucht ihn zu verführen und zieht ihn von dem stillen Glück weg; denn Léopold braucht Arthur vorläufig noch zur Befestigung seiner eigenen Position. Dieser Verführung unterliegt Arthur sehr schnell und tritt sein Glück mit Füßen. Nicht nur sich, auch die Frau macht er damit unglücklich. Als er Méta bei einem Rennen als Blumenverkäuferin trifft und sie mit ihm spricht, mag er von dem armen Mädchen nichts wissen und in dem Wunsch, möglichst schnell von ihm weg zu kommen, um seinen reichen Freunden zu zeigen, daß er mit dieser „Bettlerin“ nichts zu tun hat, reißt er sein Pferd herum und verletzt das arme Mädchen schwer. Natürlich wäre es unter seiner Würde als Marquis gewesen, sich um die Verletzte zu kümmern. So jagt er zu seiner Verabredung mit der Herzogin de Massignac, die allerdings mit einer ungeheuerlichen Blamage für ihn endet.

Es würde zu weit führen, all die einzelnen Erlebnisse und Mißgeschicke unseres Helden, die mehr oder weniger episodischen Charakter tragen, zu erzählen. Durch sein merkwürdiges Verhalten hat er es jedenfalls bald so weit gebracht, daß niemand ihn für ernst nimmt. Die geheimnisvollen Aeußerungen über sein früheres Leben, die genaue Kenntnis des vergangenen Jahrhunderts und die absolute Unkenntnis in allen Dingen des modernen Lebens lassen ihn nach kurzer Zeit als geistesgestört erscheinen, und er wird ins Irrenhaus gebracht. Fouriou, der mit seiner Gerissenheit immer und überall Herr der Situation ist, der jeden täuscht, der die Gesellschaft beherrscht, Fouriou heiratet die eigentlich für Arthur bestimmte Millionenerbin, die spanische Herzogin Menarès.

Im Irrenhaus nun begegnet der Marquis verschiedenen Damen und Herren der höchsten Gesellschaft, deren Lebensgeschichten ihm auf irgendeine Weise bekannt werden. Eine von diesen wählen wir aus, um uns näher damit zu beschäftigen, weil sie besonders charakteristisch ist für die Auffassung, die Soulié vom Leben seiner Zeit hat. Es ist die Geschichte

des Marquis Sterny. [52]) Diese Novelle beschäftigt sich mit einem ganz besonderen Typ der Gesellschaft der Restaurationszeit, dem „l i o n", der ihr eine charakteristische Note gibt. Der „l i o n" ist im allgemeinen ein schöner Mensch in jugendlichem Alter, der es aber als große Beleidigung auffassen würde, wollte man ihn als jungen Mann bezeichnen, „la prétention d'être un jeune homme étant abandonnée depuis longtemps aux hommes de quarante à cinquants ans; car de nos jours, l'état de jeune homme est presque aussi méprisé que celui de vieillard." [53]) Er ist niemals jung gewesen, er hat daher auch niemals eine jener Jugendtorheiten begangen, zu denen das Herz rät. Er liebt zwar verschiedene Dinge, z. B. das Spiel, Frauen, Wein, Pferde, aber alles mit Ruhe und kühler Ueberlegenheit. Er liebt diese Dinge nicht, weil er sie lieben muß, sondern weil es für einen eleganten jungen Mann selbstverständlich ist, eine „p a s s i o n" zu haben. „Ces lions sont donc en général fort ignorants de l'amour, de ses folies les plus passionnées, de ses bonheurs les plus délicats, de ses espérances insensées, de ses craintes frivoles, et surtout de toutes ses charmantes niaiseries." [54]) Sie besitzen eine Geliebte wie einen Wagen: um durch ihre Schönheit die Passanten zu erstaunen und den Neid der Freunde zu erwecken. Jedes Wort, jede Handlung ist sorgfältig abgewogen und auf Wirkung berechnet. Nichts ist natürlich an ihnen; sie leben beständig in einer bestimmten Rolle und ertöten oft, um diese aufrecht halten zu können, das Beste und Wertvollste in sich. —

Selbstverständlich gehören sie zur besten Gesellschaft von Paris, aber ihre Extravagenz und Sensationsgier zieht sie zugleich in die untersten und verworfensten Schichten der Gesellschaft hinab. „Du reste, ils ont cela de commun avec la jeune noblesse d'il y a soixante ans qu'ils ont un pied dans la meilleure compagnie de Paris et un pied dans la plus mauvaise." [55])

Dieser Typ des „l i o n" ist keine ganz neue gesellschaftliche Erscheinung: „on sait que la race à laquelle le lion appartient a toujours vécu en France sous divers noms; ainsi le lion s'est appelé autrefois raffiné, muguet, homme à bonnes fortunes, roué; plus tard muscadin, incroyable, merveilleux, et dernièrement enfin, dandy et fashionable; aujourd'hui c'est lion qu'on le nomme." [56]) Aber in der Restaurationszeit, wo es keine Ideale mehr zu vertreten gibt, wo man keinen Kampf mehr um eine gute Sache zu kämpfen hat, wo Müssigkeit und Müdigkeit die ganze Jugend beherrscht, da gedeiht dieser Typ ganz besonders gut.

---

[52]) Unter dem Titel „Le lion amoureux" ist sie aus dem Buch herausgenommen und als Einzelnovelle erschienen.
[53]) S. 463.
[54]) S. 464.
[55]) S. 464.
[56]) S. 463.

Zu der Gesellschaft dieser reizenden jungen Leute gehört nun auch Léonce Sterny. Im Anfang unserer Geschichte hat er die langweilige Verpflichtung, einer kleinbürgerlichen Hochzeit beizuwohnen: ein Patenkind seines alten Herrn verheiratet sich mit der Tochter des M. Laloine, Federhändler, bei dem auch die Hochzeit stattfindet. Bei dieser Gelegenheit lernt Léonce die Schwester der Braut, die sechzehnjährige Lise kennen. Es ist ein reizendes, ganz unschuldiges, ganz naives, ganz offenherziges junges Mädchen, kränklich und daher etwas verwöhnt. Léonce findet das schöne Kind ganz nach seinem Geschmack und sucht sich ihr während der offiziellen Feierlichkeit in der Mairie und in der Kirche auf alle Weise zu nähern und das Herz der Kleinen zu erobern. Aber der raffinierte Frauenverführer stößt auf größere Schwierigkeiten als er gedacht hat; Lise ist zu unschuldig. Um seine Ziele weiter verfolgen zu können, willigt er sogar ein, am Abend zu dem Ball im Hause der Braut zu kommen. Denn er muß feststellen, daß er ganz heftig in das kleine Mädchen verliebt ist. Diesmal streben nicht nur seine Eitelkeit und seine Sinne, diese Frau zu haben, sondern auch sein Herz ist ganz bei der Sache — zum ersten Mal im Leben! Er begeht am Abend die tausend kleinen Ungeschicklichkeiten, Torheiten, Aufmerksamkeiten, die das Vorrecht der verliebten Leute sind. Manchmal kommt er sich allerdings selbst lächerlich vor; er wünscht, sich zu der überlegenen Kühle des Herzens zurückzufinden, aber der Einfluß des zartempfindenden, edlen, schönen Mädchens ist schon zu groß geworden, als daß er sich so ohne weiteres frei machen könnte. Einige Tage nach dem Ball hat der Marquis es mit außerordentlichem Geschick und geradezu raffinierten Intrigen fertig gebracht, noch einige Stunden mit Lise zu verleben. Aber dann muß das Idyll ein Ende haben. Denn was für einen Zweck hätte es, dieses hoffnungslose Spiel weiterzuführen? Léonce sieht die große Liebe der Lise zu ihm, aber er weiß, er wird sie nie zu seiner Geliebten machen können. Und er kann sich doch auch nicht seine Frau aus der „boutique d'un plumassier" holen, er der schöne, elegante, reiche l i o n ! So beschließt er, das wirklich Wertvolle, das das Leben ihm gegeben hat, wegzuwerfen. Das nichtige Ansehen in der Gesellschaft, sein Ruf als „l i o n" erscheinen ihm wichtiger als die Erfüllung seiner Liebe. Dazu kommt die Furcht, sich lächerlich zu machen. Er bricht also seine Beziehungen zu Lise ab. Aber die Liebe in ihm ist schon sehr groß geworden; er kann ohne die Anwendung von Gewaltmitteln nicht auf sie verzichten. So gibt er sich den wildesten Vergnügungen hin. Eine sehr schöne Schauspielerin wird in ganz kurzer Zeit seine Geliebte und wird überall mit ihm gesehen. Durch einen Zufall erfährt Lise davon, daß er die Eroberung dieser Frau unmittelbar nach dem Bruch mit ihr gemacht hat. Das ist zuviel für ihr empfindsames Herz; sie wird krank und

stirbt. Léonce ist verzweifelt bei der Nachricht von ihrem Tode; jetzt sieht er erst, wo sein wahres Glück gewesen ist. In seinem Schmerz zieht er sich ganz von der Welt zurück, die sein Leben bedeutet hat, die aber seiner Verzweiflung keinen Trost gewähren kann. Der Schmerz und die Reue zerstören sein Gemütsleben, eine Woche später ist er im Irrenhaus.

Wir haben versucht, mit diesen beiden Erzählungen das Bild der Gesellschaft wieder zu geben, wie Soulié es uns zeichnet. Mit einem kaum zu überbietenden Pessimismus gibt Soulié ein ganz trübes erschreckendes Gemälde, in dem die dunklen Farben durchaus überwiegen. Es ist immer wieder dasselbe; unschuldige Mädchen werden von reichen Kavalieren verführt, betrogen, ins Unglück gestürzt; alte Frauen kaufen sich von ihrem vielen Geld junge schöne Liebhaber; Frauen betrügen ihren Gatten; Männer haben kein eifrigeres Bemühen als ihre besten Freunde zu „c o c u s“ zu machen; Greise fesseln junge schöne Frauen an ihr impotentes Alter, auch wenn sie wissen, daß sie sie damit grenzenlos unglücklich machen. Jeder lebt der rücksichtslosen Befriedigung der Begierden; einen mitleidigen Blick und eine hilfreiche Hand für die seelische oder materielle Not des andern hat niemand. Allein der Reiche und Starke hat Lebensberechtigung; die vielen andern sind nur dazu da, um von ihm ausgenutzt zu werden, um sein Leben angenehmer zu gestalten, um ihm zur Befriedigung seiner Wünsche zu verhelfen. So ist das Bild, das sich uns vom Leben der Gesellschaft bietet, in allen Romanen gleich widerwärtig und abschreckend. Schon bald wendet man sich mit Ekel und Widerwillen ab, denn Soulié stellt nur die Schwächen der Gesellschaft dar; eine Möglichkeit zur Besserung sieht auch er nicht.

Wir glauben daher, uns auf das bisher Gebotene beschränken zu dürfen, da u. E. damit das Wesentliche der Anschauungsweise Souliés gegeben ist. Die andern Romane sind nur eine Wiederholung; sie bringen nichts Neues mehr. Daher erscheint eine Analyse der übrigen Werke überflüssig.

Souliés Bedeutung in seinen eigenen Augen und in den Augen der zeitgenössischen und späteren Kritik.

Soulié selbst war von dem Wert seiner Werke überzeugt. Er glaubte nicht nur seiner Zeit etwas gegeben zu haben, sondern auch auf spätere Generationen wirken zu können. Formgebung und künstlerische Gestaltung erschienen ihm nicht so wichtig — für das Prinzip des „l'art pour l'art“ hätte er wohl kein großes Verständnis gehabt —, er sah sich in erster Linie als Gestalter neuer, für die Zukunft nutzbringender Gedanken. Er glaubte, sein und seiner Zeitgenossen Ideengut würde als Grundlage die-

nen für die Neugestaltung der Gesellschaft, die die kommenden Generationen versuchen würden. Auf seine Ideen müsse man später wieder zurückgreifen. „Voilà notre avenir; il faut que l'homme de lettres de nos jours s'y résigne avec la seule espérance qu'un jour un bibliographe curieux, pénétrant dans le monceau d'idées que notre siècle a produites, écrira sur nos livres oubliés: — Là était le germe de ce que d'autres ont mûri". [57]) Eine Idee, die in einem literarischen Werk ihre Gestaltung findet, übt eine große Wirksamkeit auf die Zeit und ihre Gesellschaft aus. Ein Roman oder ein Drama ist für Soulié nicht nur ein Schmuck des Lebens, ein Genuß für den ästhetisierenden Leser, es soll mithelfen am Aufbau des sozialen Lebens. Er spricht von der „action du monde sur la littérature et de la littérature sur le monde". [58]) Nicht der handelnde, sondern der denkende Mensch steht für ihn im Vordergrund des Interesses, denn es sind die Ideen, die den Ablauf der Dinge bestimmen. In den „Mémoires du Diable" sagt der Teufel einmal: „Je donnerais tous les crimes d'un siècle pour une mauvaise idée". [59]) Und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß Soulié mit den schöpferischen Schriftstellern seiner Zeit, die durch ihre Werke Einfluß auf die Entwicklung der Gesellschaft bekommen, nicht zuletzt sich selbst gemeint hat.

Aber Soulié hat den Einfluß seines Werks überschätzt. Von seiner Voraussage hat sich nur erfüllt, daß seine Bücher heute vergessen sind. Sehr bald schon haben seine Ideen aufgehört, lebendiges Gut zu sein — Einfluß auf die Gestaltung der Gesellschaft haben sie nie gehabt — heute haben seine Bücher nur noch einen gewissen Wert als Zeitdokumente. Charpentier spricht in seiner Literaturgeschichte sehr geringschätzig von diesen Ideen, auf die Soulié so stolz war. Sie sind nichts Eigenes und Echtes, bloße Effekthascherei. „Beide (Fr. Soulié und E. Sue) von untergeordneter Bedeutung, die noch in der letzten Stunde durch den Erfolg politischer Deklamationen verleitet wurden, ihr Glück zu versuchen; auch von dem letzteren hat Proudhon gesagt: Die Romanschriftsteller und Feuilletonisten, so z. B. Sue, geruhen unsere Ideen (die sozialistischen Ideen) zur Mode zu machen, indem sie sie ausbeuten." [60])

Der Ruhm Souliés hat nicht lange gedauert; schon am Ende seines Lebens war er fast vergessen. Die Kritiker seiner Zeit haben seinen Irrtum bezüglich der Größe und Dauer seines Einflusses nicht geteilt. Die 1856 erschienene Abhandlung über „Frankreichs moderne Literatur" von Schmidt-Weißenfels hebt rühmend nur die Fruchtbarkeit Souliés hervor: „Ein

---

[57]) Préface in „Hommes de lettres" zit. von Asseline in Revue de Paris 1843, S. 276.
[58]) Vgl. Charles-Brun, Le roman social en France, S. 83.
[59]) „Memoires du Diable", Bd. 1, S. 301, (auch zit. bei Charles-Brun s. 83).
[60]) Charpentier: Geschichte der franz. Literatur, S. 150.

Verdienst hätte sich Soulié hauptsächlich durch seine allzugroße Fruchtbarkeit erwerben können, wenn dies Verdienst der Kritik gegenüber anerkannt würde.“ [61]) Viele Kritiker sind der Ansicht, daß Soulié mit Recht der Vergessenheit anheimfalle. So schreibt Pontmartin: „Ni la société, ni la littérature n'auront à se plaindre de cet oubli“. [62]) Aehnlich Molènes: „Si M. Soulié n'y prend point garde, ... il devra pour toujours être effacé de la liste des noms littéraires“. [63]) Das Urteil Monselets dagegen ist günstiger; er sieht nicht die Zeitgebundenheit Souliés, sondern glaubt, er könne auch der Nachwelt Werte geben. „C'est plutôt par l'idée que par la forme, et c'est surtout par l'action, par le sentiment, par la véhémence en un mot, que la plupart des oeuvres de Frédérique Soulié resteront vivantes dans l'histoire littéraire du XIX. siècle“. [64]) Auch Sainte-Beuve rühmt die Lebendigkeit, die Kraft, die Fruchtbarkeit Souliés; aber es fehle ihm die Feinheit, die echte Kunst. Das geht aus dem Urteil hervor, das Sainte-Beuve über ihn fällt. Nur wenige Zeilen in den „Portraits Contemporains“ sind ihm gewidmet: „Parmi les romanciers féconds, M. Frédéric Soulié encore a trouvé bien des veines (quelconques) du genre actuel, et les a poussées, les a labourées avec ressource et vigueur; mais chez lui, trop souvent, à travers le mouvement incontestable, où est la finesse?“ [65])

Schon zu seinen Lebzeiten war Soulié nicht überall beliebt. Er hatte das Leben der höheren Gesellschaft geschildert mit einer abschreckenden Häßlichkeit und einer zynischen Offenheit, die schlechterdings nicht überboten werden konnte. Schmidt schreibt in seiner Literaturgeschichte: „Obgleich er mit seinen politischen Ansichten nicht stark hervortritt, gehört er doch zu den Feinden des Bestehenden, insofern er die konservativen Kreise als den Ausbund aller Nichtswürdigkeit darstellt, und in der vornehmen Welt alle Laster der Demi-monde wiederfindet.“ [66]) Er kann sich nicht genug tun an üppigen Schilderungen. Und so fährt Schmidt fort: „Gleich allen Socialisten ist auch seiner Phantasie der Reichtum und der Luxus das Höchste; um ihn in seinem vollständigen Glanz wiederzugeben, hat er sich eine eigene Sprache erfunden. So führt er uns z. B. einmal, um uns von der Eleganz einer Schauspielerin eine Vorstellung zu machen, in ihr Boudoir: truffé de meubles.“ [67]) Er hatte die elegante Gesellschaft dem Volk in all ihren Fehlern und Vorurteilen gezeigt. Er hatte sie in ihren Lastern gegeißelt und in

---

[61]) Schmidt-Weißenfels, Bd. 1, S. 37.
[62]) Nouveaux Samedis, S. 127.
[63]) Revue des Deux Mondes 1843, II, S. 990.
[64]) Les Ressuscités, S. 167.
[65]) S. 89.
[66]) Schmidt: Gesch. der franz. Lit. 1. Aufl., S. 466/67.
[67]) ibid. S. 467, vgl. II. Aufl., S. 425.

ihren Schwächen lächerlich gemacht. Das konnte man ihm nicht verzeihen. Man boykottierte seine Romane, man ließ sie in Vergessenheit geraten.[68])

Aber diese Einstellung der Zeitgenossen kann uns allein die Vergessenheit, unter der Soulié bis auf den heutigen Tag leidet, nicht erklären. Ebensowenig die Tatsache, daß er glaubte, neue Ideen zum Ausdruck zu bringen. Das hatten auch andere getan und sind trotzdem oder gerade darum heute noch genau so lebendig wie zu ihrer Zeit. Außerdem erscheint es uns als erwiesen, daß Soulié sich in seiner Eigenschaft als Gestalter neuer Ideen stark überschätzt hat. Die moralischen Ideen, die er bringt, daß die Tugend zwar zu loben sei, aber im Leben nur zu Unglück führe, und daß das Böse siege, sind etwas Uraltes; die religiösen Ideen, der Kampf gegen die Intoleranz und die Habgier der Kirche, sind ein ganz schwacher Abklatsch Voltairescher Gedanken; und seine sozialen Ideen sind so unklar und verschwommen, gehen so sehr am Wesentlichen vorbei, daß es sich kaum verlohnt, bei ihnen zu verweilen. Es wäre also verfehlt, in der Neuheit der Ideen den Grund zur Vergessenheit Souliés zu suchen; eher liegt er in dem mangelnden künstlerischen Wert seiner Werke.

Auf verschiedenen Gebieten des künstlerischen Schaffens können wir ein Versagen Souliés feststellen.

Zunächst muß der Stil Souliés einer scharfen Kritik unterworfen werden.[69]) Den meisten seiner Werke merkt man das Fehlen einer gründlichen Durcharbeitung an. Sein Stil ist sehr wenig einheitlich; neben einer kurzen, knappen Satzwendung steht ein mit Aufzählungen synonymer Worte überladenes Satzgebilde. Obwohl er große Teile seiner Erzählungen in der direkten Rede wiedergegeben hat, versteht er es nicht, einen straff aufgebauten, interessant gestalteten Dialog zu formen. Er schreibt, was und wie es ihm die Stimmung des Augenblicks eingibt, ohne an eine Ueberarbeitung zu denken. „M. Soulié écrit comme on parle au coin du feu, dans un cercle intime: les phrases se suivent comme elles peuvent, se heurtent souvent; la conversation languit, se ranime ou devient plus lente, et c'est ainsi que se font les romans de l'auteur des Mémoires du Diable".[70]) Auch von andern Kritikern wird Souliés lässiger und flüchtiger Stil getadelt. „Soulié paraît ne s'être jamais préoc-

---

[68]) Einen interessanten Beweis dafür, wie Soulié langsam der Vergessenheit anheimfiel, wie man seine Bedeutungslosigkeit mehr und mehr erkannte, ist die Tatsache, daß Schmidt die ausführliche Würdigung Souliés, die er in der 1. Auflage 1858 gibt, in der II. Auflage 1874 stark verkürzt.

[69]) Wir betrachten es nicht als unsere Aufgabe, in diesem Rahmen eine vollständige oder auch nur einigermaßen ausführliche stilkritische Untersuchung der Werke Souliés zu geben.

[70]) Asseline in der Revue de Paris 1843. XIII. S. 268.

cupé du style.“ [71]) Noch strenger urteilt d'Aurevilly: „qui n'a pas de style doit périr.“ [72])

Doch der Stil eines Schriftstellers ist mehr oder weniger etwas Aeußerliches, dessen Mängel man verzeihen könnte. Denken wir z. B. an Balzac, der bei dem gewaltigen Arbeitspensum, das er sich auferlegte, auch meist zu einer stilistischen Ueberarbeitung keine Zeit hatte und dessen Werke trotzdem einen hohen künstlerischen Wert haben und heute genau so lebendig sind wie zur Zeit ihres Erscheinens. — Aber Soulié fehlt vor allem die kompositorische Kraft; die Form seiner Romane ist in den meisten Fällen uneinheitlich, zerrissen, verwirrt. Schmidt-Weißenfels schreibt hierzu: „In allen übrigen Romanen. . . . heben sich die historischen Portraits nicht über das Niveau des Gewöhnlichen hervor, ein Beweis dafür, daß Soulié mit seiner in der Tat reichen Erfindungsgabe, doch die Komposition von historischen Gemälden nicht versteht und sie entweder falsch zeichnet, oder mit seinem, nur dem Romantizismus verherrlichenden, Stoff nicht in Einklang zu setzen vermag. . . . Nicht über die Mittelmäßigkeit erheben sich „les Mémoires du Diable“ (1837), mit ihrem ohne Komposition zusammengeworfenen phantastischen Material, und sein letztes Werk „Eulalie Pontois“.“ [73]) Viele seiner Werke können kaum als Roman im eigentlichen Sinn bezeichnet werden. „Je ne sais rien en effet de plus inégal que les différentes parties de ses romans; on sent qu'ils sont faits par morceaux et que jamais suite n'a été mise ni dans les événements qu'ils veulent assembler ni dans les développements successifs“. [74]) Viele der Souliéschen Romane sind eine Sammlung längerer oder kürzerer Novellen, die durch ein künstlerisches, sehr verwickeltes Band miteinander verknüpft sind. „Il ne s'agit que d'entremêler un certain nombre d'histoires qu'un fil plus ou moins perceptible lie entre elles“. [75]) Die Verwicklung der einzelnen Geschichten ist groß und die Intrigen sind sehr kompliziert; Autor und Leser müssen große Mühe anwenden, um sich überhaupt bis zum Ende durchzuwinden. Asseline spricht mit Recht von „vrais labyrinthes où l'intrigue finit par se perdre“. [76]) Auch Haas kritisiert den schwerfälligen und umständlichen Aufbau der Romane. „Les Mémoires du Diable“ sind anderer Art. . . . Das Werk ist deshalb eine Art Rahmenerzählung und Novellensammlung. . . . Die Erzählungsweise ist zwar gewandt; die Sprache nicht unangenehm. Aber die große Menge der Personen, die gleich von Anfang an auftreten, die Zurückstellung von Erklärungen, von Schicksalen auf später,

---

[71]) Molènes in: Revue des Deux Mondes, 1841 IV, S. 1011.
[72]) Voyageurs et Romanciers. S. 74.
[73]) Schmidt-Weißenfels. Bd. 1, S. 36/37.
[74]) Asseline in Revue de Paris 1843 XIII, S. 269.
[75]) ibid, S. 266.
[76]) ibid, S. 266.

lassen die Erzählung von Anfang an nicht immer klar und durchsichtig erscheinen. Die Erzählung ermüdet vielfach, so daß sie meist in den Literaturgeschichten anscheinend auf Grund von Bruchstücken charakterisiert wird, und die wenigsten Historiker dürfen die Geduld gehabt haben, sie zu Ende zu lesen." [77])

En charakteristisches Beispiel für diese Art der Komposition bildet der von uns behandelte Roman „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait," besonders in seinem letzten Teil. Dort werden dem Marquis de Mun nach seiner Einlieferung ins Irrenhaus die Geschichten einiger seiner Leidensgefährten erzählt. Dabei ist eine Geschichte in die andere geschoben oder durch eine andere unterbrochen, sodaß es fast unmöglich ist, durch die dauernde Einschachtelung hindurchzufinden. Einmal hat sogar Soulié eine Geschichte von der Stelle, wo sie eigentlich hingehörte, weggenommen und ganz an das Ende des Buches gestellt, weil er sich selbst darüber klar war, daß die Verwirrung sonst zu groß geworden wäre.

Bei dieser unvollkommenen Art der Darstellung ist es nicht verwunderlich, daß viele Romane keinen organischen Abschluß haben. Um einen Roman endlich zu Ende zu führen, ist Soulié jedes Mittel willkommen. Das Urteil, das Lagenevais über die Romane jener Zeit im allgemeinen fällte, gilt in hohem Maße für Soulié: „quand l'heure de terminer arrive, on se débarrasse tant bien que mal de ses personnages, en mariant celui-ci, en empoisonnant celui-là, en assassinant un troisième, le tout sans raison, sans logique, sans vraisemblance". [78])

Das ständige Zurückgreifen auf frühere Ereignisse ermüdet den Leser und schwächt das Interesse für die folgende Handlung. Oft wird die Lebensgeschichte einer Person geschildert, die im Roman keine Rolle spielt, oder ein mehr oder weniger ausführlicher Brief muß an frühere Ereignisse erinnern, die zur Entwicklung der Geschehnisse nicht das Geringste beitragen. Warum z. B. Soulié in „Diane et Louise" das ganze Leben und alle Abenteuer des Professors d'Angoulême, des Vaters der Louise, darlegt, bleibt vollkommen unklar. — Manchmal muß ein Brief, der ein Geheimnis enthält, als Anlaß dienen, einen langen Roman zu verfassen. In vielen Erzählungen dreht sich überhaupt die ganze Handlung um irgendeinen Brief oder um ein an und für sich ziemlich belangloses Geheimnis. Das Oeffnen des Briefes oder das Lüften des Geheimnisses führen dann am Ende der Erzählung zu katastrophalen Folgen.

Es ist überhaupt Souliés Bestreben, dem Leser durch seine Schilderungen Angst, Schrecken und Grauen einzuflößen. „Il s'adresse à ce public épris du fracas et des ténèbres qui exige de ses poètes ce qui asservit le vulgaire aux tyrans, c'est-à-dire

---

[77]) Haas, Franz. Lit.-Gesch., Bd. IV, S. 110.
[78]) Revue des Deux Mondes 1843, IV. S. 817.

qui leur demande d'inspirer la terreur et de s'entourer d'un mystère que nul oeil ne peut percer". [79])

So erzielen Souliés Romane nur durch äußere Mittel, wie Gruselei, Gefühlsroheit, Angst vor dem ungelüfteten Geheimnis die ersehnte Wirkung. Sie erscheinen uns manchmal wie „rohe Machwerke, die aus dem Fieberwahnsinn einer betrunkenen oder überreizten Phantasie hervorgehn". [80]) Immer bringt er gräßliche und nervenaufpeitschende Schilderungen. „Il se jeta, corps perdu, dans l'horrible, le criminel, l'effroyable et le mystérieux....". [81]) Auch Lagenevais ist der Ansicht, daß „sa force bien souvent n'est que de la brutalité; c'est par la terreur, par le mystère, par l'inconnu, qu'il cherche, qu'il réussit à éveiller la curiosité". [82]) Man kann dabei einen großen Teil seiner Romane mit Recht als Schauerromane bezeichnen.

Eine besondere Note bekommen seine Werke durch die kaum zu überbietende Frivolität und Gemeinheit sowohl in der Handlungsweise der geschilderten Personen wie in der Art der Darstellung. „Die Hauptsache ist ihm aber die Anatomie des Herzens, der Nachweis, daß in den feinsten Personen der Gesellschaft, der Gelehrsamkeit, der Bildung, daß namentlich hinter der sogenannten Tugend sich ein unergründlicher Abgrund der Verworfenheit versteckt." [83]) Das frivole Fühlen und Denken gemeiner Menschen, der Schmutz und Auswurf der Gesellschaft werden mit wohliger Ausführlichkeit geschildert, um so die Gier seiner Leser nach Sensationen zu befriedigen. „The Dublin Review" bemerkt hierzu: „But we defy Lucifer himself, if he could take up a pen, to outdo the French romancers of the present day"; und an anderer Stelle: „an author had no chance of selling his book, except of stamping it with the seal of obcenity and impiety". [84]) Auch Strowski spricht in seiner 1924 erschienenen Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts fast nur über dieses hervortretende Merkmal Souliéscher Schriftstellerei: „Il avait une prédilection marquée pour les sujets terrifiants ou navrants. En tête de son livre le plus célèbre, les Mémoires du Diable, il s'écrie: „Il faut au public des astringents et des moxas pour ranimer ses sensations éteintes. Allons! dit-il aux auteurs, as-tu des incestes furibonds ou des adultères monstrueux, d'effrayantes bacchanales de crimes ou des passions impossibles, à me raconter? Sinon, tais-toi, va mourir dans la misère et dans l'obscurité. Vous l'entendez, jeunes gens! la misère et l'obscurité, vous n'en voudrez pas! Alors, que ferez-vous? Vous prendrez une plume, une feuille de papier, et vous

---

[79]) Molènes in Revue des Deux Mondes, 1843 II, S. 987.
[80]) Schmidt, 1. Aufl. Bd. II, S. 504.
[81]) Gilbert, Le roman en France pendant le XIXe siècle, S. 213.
[82]) Revue des Deux Mondes 1843 IV, S. 828.
[83]) Schmidt, Gesch. der franz. Lit. 1. Aufl. Bd. II, S. 466.
[84]) 3. Nov. 1840, Bd. IX.

écrirez en tête: Mémoires du Diable. En effet, ce livre ne contient que vols, faux, rapts, adultères, incestes, fratricides, parricides. C'est bien sombre." [85])

Doch diese Fehler Souliés haben bei seiner Beurteilung nicht immer im Vordergrund des Bewußtseins für die Kritiker gestanden. Von manchen seiner Zeitgenossen ist er für einen großen Dichter gehalten worden, der ein hohes künstlerisches Interesse gehabt habe. So war Soulié für Racot „un poète, un artiste". [86]) Aehnlich urteilt Monselet: „C'était une plume vaillante, un esprit énergique, un talent incontestable". [87]) Auch Champion meint, Souliés Werke seien „empreints d'un talent incontestable et de la plus fertile imagination". [88]) Noch 1888 urteilte Jeanroy-Félix recht günstig über Soulié. Für ihn ist er durchaus kein vergessener Dichter; seine Werke leben im Volke, sie werden noch lange zu dem festen Bestand der Leihbibliotheken gehören. „Vers 1838, parurent les Mémoires du Diable, qui peuvent passer pour son Indiana, ses Mousquetaires, son Père Goriot: par le fait, il obtenait ce fameux bâton du maréchalat littéraire dont parlait Balzac. Ses partisans, et ils font encore nombre, ont essayé de mettre son Lion amoureux sur le même rang que la Princesse de Clèves ou Colomba, éloge qui ne laisse pas d'être démesuré". [89]) Sogar Schmidt, der im allgemeinen recht scharf und abfällig über Soulié spricht [90]), schließt seine lange Betrachtung über ihn in der 1. Auflage mit den anerkennenden Worten: „Und doch hat dieser schlechte Schriftsteller einzelne Bilder geschaffen, bei deren zarter Färbung man nicht begreift, wie sie von den Biographen des Teufels herrühren können, z. B. Le lion amoureux". [91])

Das Urteil dieser Kritiker scheint uns insofern richtig zu sein, als wohl nicht zu bestreiten ist, daß Soulié ein gewisses Talent gehabt hat. Seine besonderen Vorzüge waren eine mächtige Imagination, ein großes Einfühlungsvermögen in ferne Zeiten und Menschen und eine an wenigen besonders gut ausgearbeiteten Stellen Spannung erregende und mitreißende Darstellungsgabe. Auch Schmidt spricht ihm das große Talent nicht ab; trotz der moralischen und künstlerischen Bedenken, die er gegen ihn hat, wird er von seiner phantasievollen Schilderung wirklichkeitsnaher und inniglicher Situationen gefesselt: „ . . . aber wie sehr man sich auch gegen den frevelhaften Mißbrauch eines großen Talents empört, wenn man die Bücher einmal aufschlägt, ist es schwer, sie wieder aus der Hand zu legen. Die

[85]) S. 259.
[86]) Portraits d'Hier, S. 222.
[87]) Les Ressuscités, S. 164.
[88]) Champion: Soulié, sa vie et ses ouvrages, S. 29.
[89]) Nouv. Hist. de la lit. française, S. 395.
[90]) S. 297, 467, 505.
[91]) S. 467.

Neugierde wird nicht bloß auf jeder Seite gespannt, sondern durch die unerhörtesten, die unglaublichsten Erfindungen überrascht.“ [92]) Aber dieses Talent war nicht groß genug, um die Vielschreiberei, die er betreibt, aushalten zu können. „A écrire si rapidement et sur tant de sujets à la fois sans y arrêter son esprit, il n'a pas eu le temps de mener à terme un roman d'analyse fine et spirituelle.“ [93]) Asseline tadelt sogar an ihm die „paresse de l'esprit“ [94]) Und seine Vielschreiberei ist der eigentliche Grund für die Mangelhaftigkeit seiner Werke, die verursacht hat, daß er heute vergessen ist. Die Ueberproduktion hat aus dem Dichter Soulié einen Literaten gemacht; seine außerordentliche Fruchtbarkeit ist ihm zum Verhängnis geworden. „Frédéric Soulié avait beaucoup d'esprit et beaucoup d'imagination, mais il a beaucoup trop écrit.“ [95]) Er machte verzweifelte Anstrengungen, um das Interesse der Leser wachzuhalten. Er schrieb, ohne zu überlegen, ohne einen festen Plan zu haben. „On travaille en courant, au hasard, sans renseignements.“ [96]) Planche ist der gleichen Ansicht, wenn er schreibt: „On est si pressé d'écrire qu'on ne prend pas le temps de penser.“ [97]) Souliés Geduld war erschöpft, eine Art Arbeitsfieber hatte ihn ergriffen. Durch seine Beschäftigung an der Zeitung war er mit Arbeit überhäuft, sodaß er keinen Augenblick zum Nachdenken kam. Molènes erklärt hierzu: „On inventa l'action journalière de la fiction sur la masse; M. Soulié dut embrasser une pareille innovation avec ferveur.“ [98]) In seinen späteren Jahren war es Soulié wichtig, möglichst viel Geld aus seinen Feuilleton-Romanen herauszuschlagen. „. . . le roman-feuilleton n'a voulu la plupart du temps qu'une seule chose, battre monnaie et réaliser de gros bénéfices.“ [99]) March ist der gleichen Ansicht: „He was feuilletonist under pressure of financial necessity, and the feuilleton was a hard master.“ [100]) Je mehr Soulié schrieb, desto mehr verdiente er; auf literarische Erfolge legte er keinen Wert mehr; denn Erfolge auf künstlerischem Gebiet wurden selten mit klingender Münze bezahlt. „Le travail qui demandait le plus de réflexion et de loisir, s'est transformé en une opération mécanique. Écrire des romans surtout, ce n'est plus un art, c'est une affaire de temps. On a calculé qu'on pouvait matériellement fournir à son éditeur deux volumes par mois.“ [101])

---

92) 1. Aufl. Bd. II, S. 466.
93) Asseline in Revue de Paris 1843, XIII, S. 272.
94) ibid, S. 267.
95) Strowski, S. 259.
96) Asseline in Revue de Paris, 1843 XIII, S. 267.
97) Revue des Deux Mondes 1839 I. S. 386.
98) Revue des Deux Mondes 1841 IV, S. 1011.
99) Ch. Louandre in Revue des Deux Mondes, 1847 IV, S. 767.
100) March, S. 273.
101) Revue des Deux Mondes 1836 IV, S. 767.

Manche Kritiker versuchten, diesem unwürdigen Zustand ein Ende zu machen. Doch das Geld hatte stärkere Anziehungskraft als künstlerische Rücksichten. „La soif de la richesse et la manie de produire laissent les lettres contemporaines dans une triste interruption.“ [102]) Der Verfall der Kunst Souliés ist nicht mehr aufzuhalten. Die Handlung in den Romanen wird immer dunkler und verwirrter. Man kann eine deutliche Ermüdung feststellen. Vor allem in den letzten Romanen merkt man, mit welch großer Anstrengung sie verfaßt worden sind. Es war Soulié unmöglich, einen Stoff zu verarbeiten, ohne auf eine ähnliche Handlung in früheren Romanen zu verzichten.

Die Folgen, die diese starke Arbeitsüberlastung nach sich zog, erkannte die Kritik sehr bald. Die Vielschreiberei führe „à un oubli complet de la dignité des lettres.“ [103]) Auch P l a n c h e behauptet: „Elles seront oubliées, et pour elle l'oubli ne sera pas une injustice“ [104]) und Pontmartin an einer Stelle: „Nous devons désirer que l'oubli, en respectant son nom, enveloppe de plus en plus ses ouvrages.“ [105]) Man wird der Souliéschen Romane überdrüssig; das Interesse der Leser an ihnen ist verschwunden. „Aujourd'hui l'excès, le perpétuel contact avec le public ont amené la lassitude.“ [106]) Der Wunsch, möglichst viel zu schreiben, hat Soulié seine künstlerischen Ziele vergessen lassen und ihm sein Streben nach dauerhaftem Ruhm genommen.

Schluß.

Wir haben uns bemüht zu zeigen, daß Soulié einer verdienten Vergessenheit anheimgefallen ist, daß seine Werke heute keine Lebensfähigkeit mehr haben. Wohl haben sie für den Literatur- und Kulturhistoriker Interesse, da sie ein lebendiges, wenn auch einseitig gefärbtes Bild der Gesellschaft geben und aus der Entwicklung der französischen Literatur im Anfang des 19. Jahrhunderts nicht wegzudenken sind; aber sie für die große Masse der Leser wieder auszugraben, erscheint uns ein unnützes und wahrscheinlich auch unmögliches Experiment. Allzu oft hat Soulié sich an die niedrigsten Instinkte der Menschen gewandt, um ihre Sensationslust zu wecken, um ihre Nerven aufzupeitschen, um ihre Sinne zu reizen. Die Leidenschaften und Perversitäten der Menschen, die durch die Verlegung ihres Schauplatzes in die höchste Gesellschaft einen besonders prickelnden Reiz erhalten, sind oft mit einer Frivolität geschildert, daß man nur schwer glauben kann, er habe nur die Schlechtigkeit der Menschen darstellen wollen, um sie zu bessern. Vielmehr erlangt er

---

[102]) Asseline in Revue de Paris 1843 XIII, S. 267.
[103]) ibid, S. 266.
[104]) Revue des Deux Mondes 1839 I, S. 387.
[105]) Nouveaux Samedis, S. 127.
[106]) Lagenevais in Revue des Deux Mondes 1843 IV, S. 827.

durch diese billige Effekthascherei wertlose Berühmtheit und will zu Geld und Wohlleben kommen. Wir glauben daher auf Grund einer eingehenden Analyse der wichtigsten Werke Souliés und dem zumeist ungünstigen Urteil der Kritiker schließen zu dürfen, daß Soulié zwar im literarischen Leben seiner Zeit eine bestimmte Rolle gespielt hat, daß aber der innere Unwert seiner Werke die Vergessenheit rechtfertigt, der er anheimgefallen ist.

Souliés Romane und Novellen.

1832	Les deux Cadavres.
1832	Le Port de Créteil.
1834	Le Magnétiseur.
1834	Le Comte de Toulouse.
1834	Le Vicomte de Béziers.
1835	Le Conseiller d'État.
1836	Un été à Meudon.
1836	Deux séjours.
1836	Sathaniel.
1836	Les Quatre Epoques.
1837/38	Les Mémoires du Diable.
1838	L'Homme de lettres.
1839	Six mois de correspondance.
1839	Le Lion amoureux.
1839	Le Maître d'école.
1839	Eulalie Pontois.
1840	Un Rêve d'amour.
1840/48	Confession générale.
1840	La Chambrière.
1840/44	Si Jeunesse savait . . . Si Vieillesse pouvait . . .
1841	Les Quatre Soeurs.
1842	Marguerite.
1843	Le Château de Walstein.
1843	Les Prétendus.
1843	Maison de campagne à vendre.
1843/44	Huit jours au château.
1843	Le Château des Pyrénées.
1843	Le Bananier.
1844	Au jour le jour.
1845	Les Drames Inconnus.
1846/48	La Comtesse de Monrion.
1847/48	Les aventures de Saturnin Fichet.
1851	Le Comte de Foix.
1857	Un Malheur complet.
1860	Les Quatre Napolitains.

Literatur über Soulié.

Eduard Schmidt-Weißenfels: Frankreichs moderne Literatur, Bd. 1, Berlin 1856.

Maurice Champion: Frédéric Soulié, sa vie et ses ouvrages, Paris 1847.

Julian Schmidt: Geschichte der französischen Literatur, 1. Aufl. Bd. 11, Leipzig 1858.

Julian Schmidt: Geschichte der französischen Literatur, 2. Aufl. Bd. 11, Leipzig 1874.

J. P. Charpentier: Geschichte der französischen Literatur des XIX. Jahrhunderts. Stuttgart 1877.

Victor Jeanroy-Félix: Nouvelle Histoire de la Littérature française. Paris 1888.

Fortunat Strowski: Tableau de la Littérature française, Paris 1910.

Haas: Französische Literatur-Geschichte. Bd. IV. Halle 1927.

Ch. Menche de Loisne: Influence de la Littérature française de 1830 à 1850 sur l'esprit public et les mœurs. Paris 1852.

C. — A. Sainte-Beuve: Causeries du Lundi. Bd. II, Paris 1858.

C. — A. Sainte-Beuve: Portraits Contemporains. Bd. III, Paris 1908.

A. de Pontmartin: Nouveaux Samedis. Paris 1875.

Charles Monselet: Les Ressuscités. Paris 1876.

Adolphe Racot: Portraits d'Hier. Paris 1887.

J. Barbey d'Aurevilly: Voyageurs et Romanciers. Paris 1908.

Eugène Gilbert: Le Roman en France pendant le XIXe. siècle. Paris 1909.

Charles-Brun: Le Roman social en France. Paris 1910.

S. Etienne: Le Genre romanesque en France. Bruxelles 1922.

Harold March: Frédéric Soulié, Novelist and Dramatist of the Romantic Period. New Haven 1931.

The Dublin Review: Les Mémoires du Diable by Fréd. Soulié. Nov. 1840, Bd. IX.

La Presse: Lettre autobiographique vom 27. Sept. 1847.

Revue de Paris:

1838 LII. Mémoires du Diable. (Mme. M. . . .)
1843 XIII. Le Bananier. (A. Asseline)

Revue des Deux Mondes:

1836 IV. Les Romans nouveaux. (Y. = Fontaney).
1836 IV. Les Romans nouveaux, Sathaniel. (Y = Fontaney).
1839 I. Diane et Louise, (G. Planche).
1840 I. Confession générale.
1841 IV. Le Roman actuel. (G. de Molènes)
1843 II. Les derniers Romans de MM. Soulié et de Balzac. (G. de Molènes)
1843 IV. Les derniers Romans de M. de Balzac et de M. Frédéric Soulié. (F. de Lagenevais)
1845 III. Du Roman actuel et de nos Romanciers. (P. Limyrac)
1847 IV. Statistique littéraire (Ch. Louandre)

Lebenslauf.

Am 27. Februar 1908 wurde ich als Sohn des Landesinspektors Walter Reinholdt zu Münster geboren. Nach dreijährigem Besuch der Volksschule besuchte ich das Städtische Gymnasium und Realgymnasium zu Münster, wo ich Ostern 1928 das Abitur machte. Anschließend studierte ich die Neueren Sprachen an der Universität Münster, in Paris und London. Ich hörte bei den Professoren Hielscher, Keller, Wiese, Lerch und Heinermann.

Von Herrn Professor Dr. Heinermann empfing ich die Anregung zu der vorliegenden Arbeit.